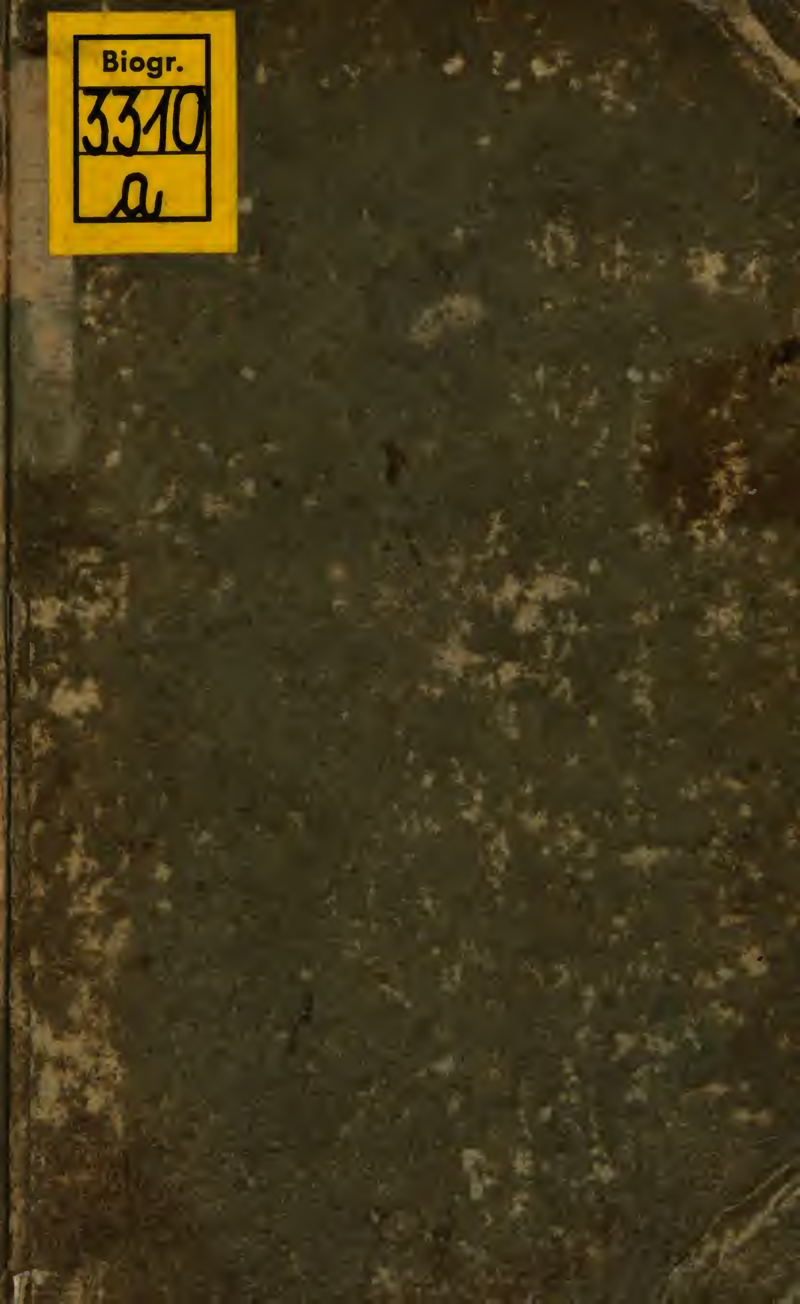


Süsser Gesang Anakreons!
Süsser Gesang der Sappho!
Aber die Töne des Pindaros
Drein mir gemischt, und eingeschenkt!
Trinken mir doch die drei vereint,
Selbst Dionysos, eingekehrt,
Paphia dann, mit der Rosenbrust,
Aber auch Eros, rein wol aus!

Amaltheia's, noch Jahre mir
Hundert neben den Funfzigen,
In Tartessos zu herrschen.

XXXV.

Der Stier aldort, ihr Brüder!
Ist wohl ein Zeus, erächt' ich.
So trägt er auf dem Rücken
Das holde Weib aus Sidon,
Und rudert durch die Tiefe,
Einschneidend mit den Klauen.
Kein andrer Stier hat jemals,
Entweichend von der Heerde,
Durchschifft das Meergewässer,
Als jener nur, der Eine.

XXIX.

Mir gemalt nun auch Bathyllos,
Den Geliebten! Ich beschreibe.
Ihm in Duft gehüllt die Locken!
Sie nach innen schwarzgedunkelt;
Sie nach aussen goldgeglühet.
Des Geringels Fülle lafs mir
Frei umher, und ungeordnet,
Wie es mag, herniederwallen.
Die bethaute Stirn, die feine,
Sie umgränz' ein Doppelbogen,

So das Andre ganz Kythere;
Wie das Eine Furcht gebietend,
So das Andre Hofnung winkend.

Dann auch rösicht, gleich dem Pfirsich,
Ihm gemacht die seidne Wange!
Ein Erröthen, wie Verschämtheit,
So du kannst, hineingehauchet!

Und die Lippe? nein, die weiss ich
Dir noch selbst nicht anzudeuten;
So geründet, so voll Peitho's!
Und mit Einem Wort, dastehe
Mir das Bild, als red' es schweigend.

Dann vom Antliz abwärts prange
Mir ein Hals, Adonis ähnlich;
Von dem reinsten Elfenbeine

Caroline Gräfin von Albesdorf

XXXIV.

Fliehe mich nicht, um dieser
Grauen Umlockung willen!
Sträube dich nicht, weil Schönheit
Jugendlich dir noch blühet,
Spröde meiner Umarmung!

Im Kranz geflochten, sieh nur,
Wie freundlich neben Rosen
Auch weisse Lilien schimmern!

Kaspar Hauser

oder

Andeutungen

zur

Enthüllung mancher Geheimnisse

über

Hausers Herkunft, die Ursache seiner Gefangenhaltung und Ermordung, Zergliederung des mitgebrachten Briefes, Bezeichnung des Mörders, dann Beleuchtung der Verhältniße des Lord Stanhope's gegen Hauser und dessen nächsten Umgebung.

Herausgegeben
von
W. C. Gr. A.

Regensburg.
Druck von Jakob Rußwurm.
1837.

Vorrede.

In nachfolgender Schrift ist über den unglückli-
chen Kaspar Hauser so viel enthalten, als,
ohne den Gang der Gerichte zu stören, von dieser
traurigen Geschichte veröffentlicht werden kann. So
unerwartet für unsere Zeiten solch eine Begeben-
heit sich ereignen konnte, so ist es dennoch beruhi-
gend, daß die Justiz unausgesetzt diese Sache ver-
folgt, und daß durch die allerhöchste Gerechtig-
keitsliebe Sr. Majestät des Königs von
Bayern Licht in dieses Dunkel kommen werde.

*

Mögen die Schuldigen sich für überzeugt halten, daß ihre so fein gesponnenen und dicht verschleierten Handlungen in Bälde enthüllt und an's Licht gebracht werden dürften.

Wenn gleich der Verlauf von einigen Jahren die Untersuchung jetzt sehr erschwert, so könnte sie jedoch, richtig geführt, zu einer völligen Aufklärung führen. Die Unschuld und die Wahrheit wird doch über die Verläumdung und Bosheit endlich siegen, dieselbe beschämen, den so lange unmenschlich mißhandelten, dann zuletzt grausam ermordeten Jüngling in das klare Licht stellen, und die Welt überzeugen, daß er unschuldig und ungerecht gelitten hat.

Der Herr Justizrath Schmidt von Lübeck äußerte sich in seiner Schrift (2tes Heft 1832): „Wir können uns den Wunsch und die Hoffnung nicht versagen, daß die Untersuchung zur Entde-

ckung des Geheimnisses auch in Abwesenheit des Jünglings fortgeführt werden möge ꝛc." — Damals hat der Lord Stanhope den Hauser mit sich nach England nehmen wollen, welches dann aber unterblieb, und der Mord später darauf erfolgte. Die Untersuchung ward dann nach seinem Ableben desto eifriger verfolgt, aber Alles vergebens; auch die so große Summe, welche zur Belohnung von Sr. Majestät dem Könige darauf gesetzt wurde, hat nicht gefruchtet; denn für jeden Uneingeweihten in dieser Sache war der Schleier zu dicht gezogen, daher waren alle Mitwissenden gesichert, daß nichts herauskommen kann, und von den Mitschuldigen hat Niemand etwas verrathen dürfen, weil sie alle strafbar waren.

Auch hat der Herr Schmidt von Lübeck die Hoffnung gehegt, daß noch nicht Alles verloren sei, und wenn auch Alles fehl schlüge, vertraute er auf den allmächtigen Zufall, dem keine

Ferne zu fern, keine Höhe zu hoch, und kein Schacht zu tief ist. — Und wirklich durch Zufall, dann durch emsige Nachforschungen ist es jetzt so weit gekommen, daß der Justiz die Ergründung dieses Geheimnisses nicht mehr schwer seyn wird.

Der merkwürdigste Tag war der 26. May des Jahres 1828 in der kurzen Lebenszeit des bedaurungswürdigen, höchst unglücklichen Nürnberger Findlings Kaspar Hauser, wo derselbe zum zweitenmale das Tageslicht erblickte.

Es war eben am zweiten Pfingstfeiertage, als ihn derjenige Mann, der ihn seit mehreren Jahren in einem unterirdischen Behältniße verborgen hielt, von wo er ihn in der Nacht erlöste, nach Nürnberg geliefert hat, um sich von dieser ihm schon so lange sehr drückenden Bürde zu entledigen. Seit längerer Zeit war dieses sein sehnlichster Wunsch, aber nie hat sich ihm die Gelegenheit so leicht zur Ausführung seines Vorhabens dargeboten, als eben an diesem Tage.

Der zweite Pfingsttag ist für die Nürnberger Einwohner einer der vorzüglichsten Belustigungstage, zu welchem aber nicht die in der Nähe liegenden Ortschaften gehören, sondern nur zwei entferntere Plätze, welche einmal im Jahre, nämlich an diesem Tage, von einer ungeheuern Menschenmasse

besucht werden, und daher um 2 Uhr Nachmittag die Stadt Nürnberg an verschiedenen Plätzen so leer wird, daß man, ohne gestört zu werden, das größte Verbrechen ausüben könnte. Diese zwey Belustigungsplätze sind nämlich:

Erstens: Das sogenannte Buch (oder in der gemeinen Sprache die Kretze), welches ein sehr schöner Lustplatz ist, und eine und eine halbe Stunde von der Stadt entfernt;

Zweitens: Die Stadt Erlangen, eine Poststation von Nürnberg liegend, welche an diesem nemlichen Tage ihre so berühmte Kirchweihe feiert.

Kaspar Hauser's Führer war dieser Tag nicht unbekannt, sondern da er schon mehrere Jahre in der Gegend von Nürnberg lebte, und ihm wohl bekannt war, daß er auf dieser Seite, wo er mit Kaspar Hauser herkam, von den wenigsten Menschen bemerkt würde, indem die größte Menge, welche nach Buch eilte, zum Frauenthor hinausgehen muß, welches sehr weit von dem Unschlittplatz entfernt ist, und Niemand von allen Diesen etwas wahrnehmen konnte.

Der Weg nach Erlangen führt durch das Neue- und Thiergartenthor, wo aber schon Mittags 12 Uhr Reitende und Fahrende die Stadt verlassen, und die zu Fuß Gehenden sich in aller Frühe aufmachen, um diesem freudigen Tage beizuwohnen.

Nicht weit von diesem Neuenthor befindet sich das sogenannte Hallerthürl, welches nur für Fußgänger geeignet ist, und von keinem Menschen bewacht wird, auch

nicht weit von dem Unschlittplatze und der Kreuzgasse entfernt liegt.

Dieser Weg war es, auf dem Hauser durch seinen Führer auf diesen Platz gebracht wurde, ohne von Jemand nur im Geringsten bemerkt zu werden, der ihn dann ganz allein stehen ließ, ihm den Brief in die Hand gab, und sich mit den Worten entfernte: „Wenn ein Bube kommt, gib ihm den Brief, und sage: „Hinweisen, wo Brief hingehört." — Als er eine Weile dastand, näherte sich ihm ein Nürnberger Bürger, welcher in der Kreuzgasse wohnhaft war, und aus seinem Hause herauskam, sah den Bauernburschen stehen, der mehr vorwärts zum Fallen geneigt war, als fest stand, ging auf ihn zu, und Kaspar sagte: „Hinweisen, wo Brief hingehört." — Der Bürger nahm den Brief, welcher die Aufschrift führte:

An Titl. Hrn Wohlgeborner Rittmeister bei 4ten Esgataron bei 6ten Schwolische Regiment

Nürnberg.

Seiner Aussage nach wollte der Bürger gerade zum Neuenthor hingehen, nahm daher den Kaspar Hauser mit, um sich dort bei der Wache um des Rittmeisters Wohnung zu erkundigen.

Ob dieser Bürger nur aus gutmüthigem Herzen mit ihm ging, oder schon Wissenschaft davon hatte, ist noch nicht entschieden. Derselbe erfuhr bei der Wache, daß der Rittmeister nicht weit vom Neuenthor, im schwarzen Kreuz, wohne, führte Kaspar Hauser bis zur Hausthüre, zog

die Thürglocke an, ließ den Hauser stehen, und entfernte sich.

Ein Bedienter nahm ihm den Brief ab, und fragte, wo er herkomme, und über verschiedenes Anderes, erhielt aber von ihm keine andere Antwort, als: „Ih möchte a söchöna Reiter wärn, wie mein Vater g'wän is.“ Auf weitere Fragen sagte er: „Hoamweisen oder Roßhoam, im großen Dorf is mein Vater ꝛc.“ — Das waren die Wörter, die er auf die verschiedenen Fragen antwortete: denn er verstand den Bedienten, sowie dieser den Hauser nicht, was er damit meine.

Der Bediente trug nun den Brief zu der gnädigen Frau, erzählte ihr alles, daß man den Burschen nicht verstehen kann, und er sehr ermüdet sei. Die Frau Rittmeisterin befahl ihm, diesem Burschen Fleisch, Bier und Brod zu geben. Kaspar wies aber alles dieß von sich weg, weil der Geruch des Fleisches Ueblichkeit in ihm erweckte; als man ihm aber Wasser und Brod reichte, nahm er selbes an, und erquickte sich damit. Darauf wurde er vor Müdigkeit sehr schläfrig, weßwegen ihn der Kutscher mit in den Stall nahm, und ihm das dort befindliche Stroh zu seiner Lagerstätte anwies, worauf er sogleich fest einschlief. Unter der Zeit, wo Hauser in seinem besten Schlafe lag, kam der Herr Rittmeister mit einem guten Freund, welcher bei der Polizei als Offiziant angestellt war, eben von der Erlanger-Kirchweihe zurück; letzterer wollte sogleich ab- und zu seiner gewöhnlichen Gesellschaft gehen, inzwischen machte der Bediente die Thür auf, und meldete dem Herrn

Rittmeister, daß ein sonderbarer junger Bursche einen Brief an ihn gebracht habe, man aber von ihm nicht erfahren könne, woher er komme, und was er wolle, indem man ihn nicht verstehe. — Der Rittmeister nöthigte seinen Freund mit in den Stall, um diesen Jungen zu betrachten, welchen sie fest schlafend fanden; der Herr Rittmeister fragte seine Leute, wo der Brief wäre? Diese sagten ihm, es hätte solchen die gnädige Frau. Darauf befahl er, den Knaben aufzuwecken, ging hinauf und forderte von seiner Frau den an ihn addressirten Brief. Diese gab ihm solchen mit den Worten: „Unsere Familie hat sich um ein Mitglied vermehrt.“ — Dieses Wort brachte ihn sehr auf, und er gab ihr zur Antwort: „Was geht mich dieser Wisch an? Das hat ein Schurke geschrieben!“ — Er eilte sogleich hinunter in den Stall, wo indessen Kaspar aufgeweckt worden und aufgestanden war.

Die schöne Uniform und der glänzende Säbel machten den Hauser ganz betäubt, und er lief sogleich auf den Herrn Rittmeister mit den Worten zu: „Ih möcht' a so a söchöna Reiter wärn, wie mein Vater g'wän is!“

Auf mehrere Fragen des Herrn Rittmeisters antwortete er nur immer die verschiedenen Wörter, die er auf dem Wege nach Nürnberg von seinem Führer gelernt hatte, als: „Im großen Dorf is mein Vater, — Roßhoam, — dahin weis', wo Brief hing'hört,“ — und die gewöhnlichen Wörter, die er immer sprach, weil er weiter Nichts wußte. — Der Herr Rittmeister wurde böse darüber, indem er ihn nicht verstand, was er damit sagen wollte, und vielleicht

war er auch zufrieden, daß der Bursche nichts weiter sagen konnte; daher wandte er sich zu seinem Freund, und sagte: dieß wäre eine Schurkerei, die Sache gehöre nicht ihm an, er kenne den Burschen nicht, und wüßte auch den Schurken nicht, der dieses geschrieben habe; das gehört zu Euch, hier hast Du den Wisch, und nimm den Buben mit auf die Polizei. — Sein Freund ließ sogleich einen Polizeisoldaten holen, übergab solchem den Knaben, um ihn auf die Polizei zu führen. Dort wurde dieser um Verschiedenes gefragt, konnte aber alle Fragen nicht befriedigend beantworten. Man legte ihm ein Stück Papier hin, und gab ihm eine eingetauchte Feder in die Hand, zeigte ihm, er solle schreiben, worauf er das, was er schon in seinem Kerker gelernt hatte, „Kaspar Hauser" schrieb, ohne zu wissen, daß dieses sein Name sei, oder was diese Worte bedeuten; man schloß nur daraus, daß dieses sein Name wäre. Hierauf wurde er von einem Polizeisoldaten in den Thurm geführt, und dem Gefängenwärter übergeben, wo sich dann den andern Tag eine besondere Veränderung ergab.

Den zweiten Tag in der Früh wurde er wieder auf die Polizei geführt, und von einem dortigen Beamten ins Verhör genommen, welchem er aber so wenig, wie allen Andern, auf seine Fragen antworten konnte, und das geführte Protokoll wurde mehr auf Muthmaßung als auf seine Antworten gestützt. Darauf wurde er wieder nach dem Thurm geführt, und dem Gefangenwärter der Befehl ertheilt, auf alle seine Handlungen die strengste Aufsicht zu

haben, um sich dadurch zu überzeugen, ob es keine Verstellung oder verstockte Bosheit wäre.

Der Gefängenwärter Hiltel, ein braver, redlicher und sehr verständiger Mann, nahm ihn auf seine Stube, und ließ ihn von seinen Kindern in der Sprache und anderen ihm unbekannten Sachen unterrichten, und überzeugte sich sehr bald, daß bei Kaspar Hauser weder eine Verstellung, noch minder eine Bosheit wahrzunehmen wäre, sondern er in allen Stücken unwissend sei, und einem Kinde von vier Jahren gleich, äußerst furchtsam, weichen Gemüths und zum Weinen sehr geneigt sei, sich sogar vor des Gefangenwärters zweijährigem Knaben fürchtete, und bei jeder Kleinigkeit vor Schrecken zusammenfahre. Es ergab sich aber gar bald, daß er alles, was man ihm sagte oder zeigte, sehr leicht begriff, und ein außerordentlich gutes Gedächtniß besaß.

Man schickte ihn mit einem Polizeisoldaten in und um die Stadt herum, um zu sehen, ob er sich nicht auskennen würde, von welcher Seite er hergekommen sei, oder ob ihm nicht irgend ein Fremder begegnen, und er selben erkennen würde, welches aber, weder das Eine, noch das Andere, zu hoffen war, und so fängt sich von dieser Zeit an mit diesem armen Jüngling eine seiner Sache ganz entgegen gesetzte Unternehmung an.

Man ließ Jedermann zu ihm, um diesen Wunderknaben sehen zu können; Fremde und Einheimische liefen dahin, als wenn man ein wildes Thier sehen könnte. Jeder fragte ihn um sein voriges Verhältniß, wegen seinem

Einsperren u. s. w., und verwirrten dadurch seine Gedanken so, daß er zu keiner Besinnung kommen konnte. Man beschenkte ihn mit verschiedenen Spielereien; man wollte ihm dadurch sein Dasein sehr angenehm machen, und brachte ihn dadurch von allem ernstern Nachdenken ab, weil man ihm alle Erinnerungen über das, was hinter ihm war, raubte. — Weniger Zerstreuung und einige vernünftigere Fragen über seine vorige Lage hätten ihn können leichter zu einiger Besinnung bringen; aber über dieses Alles sind Tage und Wochen, die für die Entdeckung und Spurfindung so wichtig waren, verloren gegangen, wodurch man Manches hätte erfahren können, und auf die Spur seines vorigen Aufenthaltes gekommen wäre. — Anstatt den zweiten Tag gleich sich an den Thoren zu erkundigen, welche nach dem Unschlittplatze führen, ob gestern ein fremder Mann mit diesem Burschen gesehen wurde, oder bei dem Unteroffizier, der bei dem Neuenthor die Wache hatte, über das Benehmen Hausers und des Bürgers, der ihn dahin geführt hat, zu fragen, oder sogleich den Bürger mit ihm zu confrontiren, vergingen 10 bis 12 Tage, bis dieser Bürger vor die Polizei gerufen wurde, wo ihn Kaspar nicht mehr erkannte.

Der erste Bürgermeister der Stadt, Herr Binder, als Chef der städtischen Polizei, nahm sich des Kaspar Hauser nicht nur bloß aus menschlichem Interesse, sondern auch in amtlichen Bezug herzlich an, widmete diesem sonderbaren Jünglinge eine besondere Aufmerksamkeit und Theilnahme, und hielt mehrmalige Unterredungen mit ihm, ließ

ihn auch öfters zu sich kommen, und machte ihn dadurch in seinem Hause einheimisch. — In einiger Zeit darauf nahm ihn dann der Herr Bürgermeister selbst ins Verhör, und überzeugte sich, daß er wirklich keine Kenntnisse weder von Menschen noch von Thieren hatte, und daß er auch nichts weiter als das, was er in dieser kurzen Zeit, als er auf dem Thurm war, von dem Gefangenwärter, seiner Frau und seinen Kindern sprechen lernte. Da diese Frau eine geborne Altbayerin ist, und sie wie ihre Kinder diesen Dialekt sprechen, sich auch den ganzen Tag hindurch mit Kaspar Hauser abgaben, so ist es leicht möglich, daß derselbe die nämliche Aussprache annahm. — Wie war es daher möglich, daß man an Kaspar Hauser einen Dialekt erkennen konnte, da er damals, als er nach Nürnberg kam, im Ganzen kaum 12 Wörter sprechen konnte? Ebenso war es auch unmöglich, daß er die Größe seines Kerkers oder das vor dem Fenster stehende Holz zu beurtheilen, sondern lediglich nur das wußte und bestätigte, was ihm der Herr Bürgermeister nach seiner Meinung und Vorstellung von dem Behältniß und von dem Fortschaffen aus demselben vorsagte. Dadurch glaubte er aus Kaspars einzelnen Antworten und Aeusserungen den Stoff zu einer Geschichte gefunden zu haben, welche Geschichte der Herr Bürgermeister den 7ten Juli desselben Jahres dem Druck übergab (welche von Vielen der kleine Binder'sche Roman genannt wurde), und bei welcher zugleich der Brief, den Kaspar an den Herrn Rittmeister mitbrachte, in Druck erschien.

Dieser Brief wurde von dem königl. dänischen Herrn Justizrath Schmidt von Lübeck als eines der wichtigsten Aktenstücke benannt, mit dem Beisatze, daß dieses Aktenstück nicht genug von allen Seiten beleuchtet werden kann. Wohl hat der Herr Rath Schmidt von Lübeck diesen Brief etwas zergliedert, aber den wahren Sinn davon doch nicht gefunden, eben so wenig wie alle Andern, selbst der Herr Polizeirath Merker in Berlin, als der gerühmteste Criminalist, so auch der Magistrat und das Stadtgericht in Nürnberg keine wichtige Bedeutung in diesem Briefe gefunden, daher wurde dieser Brief als eine ganz unbedeutende Sache von Allen mit Stillschweigen übergangen.

Dieser Brief ist wirklich als das wichtigste Aktenstück anzusehen, durch welchen einzig und allein die Entdeckung alles Dieses gleich in der ersten Zeit hätte geschehen können, welches leider erst jetzt zur Entdeckung des ersten Theils der Kaspar Hauser'schen Geschichte führt, und wo durch Zergliederung dessen, über was der so dichte Schleier geworfen, gelüftet wurde, und zur weitern Untersuchung dieser schon fast vergessenen Geschichte führt. Der Brief, den Hauser mitbrachte, lautet, wie folgt:

Titl Hr. Wohlgeborner Rittmeister bei der 4ten
Esgataron bey 6ten Schwolische Regiment
in
Nürberg.

Von der Baiernschen Gränz
Daß Orte ist unbenannt. 1828.

Hochwohlgeboner herr Rittmeister!

Ich schücke ihnen ein Knaben der möchte seinen König getreu dienen Verlangte er, dieser Knabe ist mir gelegt worden, 1812 den 7. Oktober, und ich selber ein armer Taglöhner, ich Habe auch selber 10 Kinder, ich habe selber genug zuthun, daß ich mich fortbringe, und seine Mutter hat mir um die Erziehung daß Kind gelegt, aber ich habe sein Mutter nicht erfragen Könen, jez habe ich auch nichts gesagt, daß mir der Knabe gelegt ist worden, auf den Landgericht. Ich habe mir gedenkt, ich müßte ihm für mein Sohn haben, ich habe ihm Christlichen Erzogen und habe ihm Zeit 1812 Keinen Schritt weit aus den Haus gelassen daß Kein Mensch nicht weiß da von wo Er auferzogen ist worden, und Er selber weiß nichts, wie mein hauß Heißt, und daß ort weiß er auch nicht, sie derfen ihm schon fragen, er kann es aber nicht sagen, daß lessen und schreiben Habe ich ihm schon gelehrt, er kann auch mein Schrift schreiben, wie ich schreibe, und wenn wir ihm fragen, was er werde, so sagte er, er will auch ein Schwolische werden, was sein Vater gewessen ist, Will er auch werden, wen er Eltern häte, wie er Keine hate, wer er ein gelehrter Bursche worden Sie derfen ihm nur was zeigen, so kann er es schon,

Ich habe ihm nur bis Neumarkt geweißt da hat er selber zu ihnen hingehen müssen, ich habe zu ihm gesagt, wen er einmal ein Soldat iß, kome ich gleich und suche ihm Heim sonst hätte ich mich von mein Hals gebracht.

Bester Hr. Rittmeister sie derfen ihm gar nicht trag=

tiren er weiß mein Orte nicht, wo ich bin, ich habe im mitten bei der Nacht fort gefürth er weiß nicht mehr zu Hauß

Ich empfehle mich gehorsamt,
Ich mache mein Namen nicht
Kuntbar den ich Konte gestraft
werden,

Und er hat Kein Kreuzer Geld nicht bey ihm, weil ich selber nichts habe wen Sie ihm nicht Kalten so müßen Sie im abschlagen oder in Raufang auf henggen

*) Es lag diesem Briefe zugleich folgender mit lateinischen Buchstaben, jedoch wahrscheinlich von derselben Hand geschriebener Zettel bei.

Das
Kind ist schon getauft
sie Heist Kasper in Schreib
name misen sie im selber
geben das Kind möchten
Sie auf Zihen sein Vater
ist ein Schwolische gewesen
wenn er 17 Jahr alt ist so
schicken sie im nach Nirnbe,
rg zu 6ten Schwolische
Regiment da ist auch sein
Vater gewesen ich bitte um
die erzikung bis 17 Jahre
geboren ist er im 30. April
1812 im Jahr ich bin ein

armes Mägdelein ich kann
das Kind nicht ernehren
sein Vater ist gestorben.

Aus dem Briefe geht hervor, daß derjenige, der den Kaspar Hauser eingesperrt hielt, mit dem Herrn Rittmeister gut bekannt war, seinen Charakter, seinen Stand und Verhältnisse gut wußte. Die äussere Ueberschrift konnte wohl einem jeden unbekannten Menschen so gegeben werden, indem man einem jeden Offizier oder sonst einem gebildeten Mann aus bürgerlichem Stande diesen Titel gibt, wodurch er seine Bekanntschaft mit dem Herrn Rittmeister verdecken wollte.

Ganz anders aber lautet die inwendige Aufschrift, durch welche es sich gleich ergibt, daß er wohl wußte, daß der Rittmeister vom Adel stamme, und ihn mit „Hochwohlgeboren" betitelte.

„Ich schicke ihnen einen Knaben, der möchte seinen König getreu dienen."

Warum schickte er ihn gerade zu diesem Rittmeister, da ausser diesem noch drei andere in Nürnberg garnisonirten, und Jedem von denen den Knaben unbekannter Weise zuschicken konnte; ausserdem ist zu bemerken, daß in Nürnberg der Stab des 6ten Chevauxlegers-Regiments anwesend war. Der Herr Oberst, ein äusserst guter Menschenfreund, würde den Kaspar Hauser, wenn dessen Vater ein Chevauxlegers war, gewiß angenommen haben; denn nur der Oberst hat die Macht, Rekruten anzunehmen, und

nicht ein Rittmeister, das wußte dieser sehr wohl, indem er selbst Soldat war.

Daß ihm das Kind gelegt worden, daß er ein armer Taglöhner mit einer Familie von 10 Kindern sei, ist eine Lüge und ein Blendwerk für diejenigen, die von der Sache keine Wissenschaft haben, um selbe irre zu führen; denn als er dieses Kind in seine Hände, um selbes bei Seite zu schaffen, bekommen hat, war er noch ein junger lediger Bursche. Um die Mutter des Kindes hatte er gar keine Ursache zu fragen gehabt, denn er wußte ja, von wem er den Knaben erhalten hatte. —

„Jetzt habe ich auch nichts gesagt, daß mir der Knabe gelegt ist worden, auf dem Landgericht.“

Aus diesem geht hervor, daß er schon damals weitere Absichten mit dem Kinde hatte.

„Ich habe mir gedenkt, ich müßte ihn für meinen Sohn haben.“

Wenn er dieses gedacht hätte, so würde er ihn gewiß beim Landgericht oder wenigstens bei seinem Ortsvorstand angezeigt haben, und würde dadurch für solch ein gutes Werk der Barmherzigkeit eher belobt als bestraft worden seyn.

„Ich habe ihm seit 1812 keinen Schritt aus dem Haus gelassen. Daß kein Mensch nicht weiß da von wo Er auferzogen ist worden.“

Warum denn so ein Geheimniß über seine Auferziehung, wenn darunter keine strafbare Sache obwaltet?

„Und er selber weiß nichts wie mein Haus heißt, und das Ort weiß er auch nicht, sie derfen ihn schon fragen, er kann es aber nicht sagen.“

Hier hatte er die Wahrheit gesprochen; denn aus diesem Grunde hatte er ihn stumm erzogen, damit er nichts verrathen konnte.

Alle diese Geheimnisse sind schon seiner Schurkerei vorangegangen.

„Ich habe in nur bis Neumarkt geweißt, da hat er selber zu ihnen hin gehen müßen.“

Neumarkt ist ein kleines Städtchen, wo nur immer 2 Eskadronen Chevauxlegers liegen, und ist von Nürnberg 8 Poststunden entfernt, von wo dieser Herr Rittmeister mit der 4ten Eskadron erst 1825 nach Nürnberg verlegt wurde. Wie hätte der arme Kaspar Hauser so weit allein gehen können, da er weder gehen noch sprechen konnte. Auch hatte er ja, wie es später im Brief lautete, „keinen Kreuzer Geld.“ Wovon sollte ein so junger Mensch, der einen solch' weiten Weg von Neumarkt nach Nürnberg machen soll, ohne Zehrung aber nicht machen kann, gelebt haben? Er müßte nur das Mitleid fremder Menschen in Anspruch nehmen, dadurch wäre aber durch die gewöhnlichen mitleidigen Fragen um seine Her-

kunft 2c., welche er aber nicht hätte beantworten können, die Spur seines Weges gefunden worden, indem er dadurch Aufmerksamkeit erregt haben würde, und eher als in Nürnberg verhaftet worden wäre. Dieses kann der Schurke nur solchen Leuten erzählen, die nicht wissen, wie weit die Entfernung dieser Plätze ist, und wie die Beschaffenheit des Kaspars damals war.

„Bester Herr Rittmeister sie derfen ihn gar nicht tragtiren er weiß mein Ort nicht, wo ich bin, ich habe im mitten bei der Nacht fort gefürth, er weiß nicht mehr zu Haus."

Wie vertraulich spricht er nicht jezt mit dem Herrn Rittmeister, fürchtet sich sogar, dieser würde den Kaspar im Zorne mißhandeln; durch das gibt er ihm sogleich zu verstehen, daß er ihn bei der Nacht weggeführt hat, und daß kein Mensch von seinem frühern Aufenthalt, wie auch jezt von seinem nächtlichen Wegschaffen etwas weiß.

„Ich empfehle mich gehorsamt
Ich mache meinen Namen nicht
Kuntbar, denn ich konte gestraft
werden"

Wie paßt denn aber diese gehorsame Empfehlung mit der folgenden Nachschrift zusammen? —

„Und er hat kein Kreuzer Geld nicht bei ihm, weil ich selber nichts habe wenn Sie ihm nicht

Kalten (behalten) so müssen sie im abschlagen oder in Rauchfang aufhenggen."

Darf ein armer Taglöhner, der solch' ein angenommenes Kind einem unbekannten vornehmen Herrn mit einer solchen Grobheit, oder fast zu sagen, mit einer Drohung begegnen? Mit diesem scheint er sagen zu wollen: „Ich habe ihn nicht umgebracht; wollen Sie ihn nicht behalten, können Sie ihn selbst von der Welt schaffen."

Daß der beiliegende Zettel von ihm selbst, und nicht von einem Mädchen geschrieben ist, beweist schon hinlänglich die nur etwas verstellte Handschrift, das gleiche Papier und die gleiche Tinte, welches sich sogleich bei der ersten Untersuchung ergeben hat.

Den Namen Kaspar Hauser hat er ihm selber gegeben; daß dessen Vater vor 17 Jahren bei dem Chevauxlegers-Regiment war, ist erlogen. In der Rechnung hat er sich auch geirrt; denn von 1812 bis 1828 war er erst 16 und nicht 17 Jahre alt.

Das Mädchen müßte einen prophetischen Geist gehabt haben, wenn sie schon Anno 1812 ihm aufgetragen hätte, den Knaben, wenn er 17 Jahre alt ist, nach Nürnberg zu dem 6ten Chevauxlegers-Regiment zu bringen, bei dem sein Vater gewesen war. Dieses Regiment ist 1812 in Bamberg gelegen, von da 1813 nach Frankreich marschirt, und von dort aus bei seiner Rückkehr 1815 erst nach Nürnberg verlegt worden.

Das Wasserzeichen im Papier des Briefes heißt J.

Reindel, welcher eine Papiermühle in Mühldorf, kgl. Landgerichts Schwabach im Rezatkreise besitzt; nach diesem Wasserzeichen hätten die Nürnberger Herren in diesen Gegenden und im Schwabacher Landgerichte nachsuchen sollen, da würden sie gewiß das Behältniß, wo Kaspar Hauser aufbewahrt war, gefunden haben, weil von dieser Seite auch der Weg nach Nürnberg zum Spittlerthor sowie auch zu dem Hallerthürl am nächsten führt.

Die übrigen Gegenstände, welche Kaspar Hauser bei sich hatte, wurden sehr genau beschrieben, als: einen Rosenkranz, verschiedene katholische Gebetbücher von Prag, Altötting und Burghausen, Gegenstände, welche man wirklich zu Hunderten kaufen kann, aber die dadurch keinen Beweis zu einer Entdeckung bezwecken können.

Unter andern war dabei ein deutscher Schlüssel, ein Packetchen Goldsand, und einige weiß und blau geblümte Stücke entweder von Leinwand oder Kattun, welche Kaspar Hausers Führer ihm nicht umsonst mitgegeben hat, weil dieses weder zu Gebet noch zu einer Spielerei geeignet war, vielmehr aber demjenigen, der ihn als Kind dem Mann zum Einsperren übergeben hat, zur Einsicht, daß diese Stücke mit dem ihm übergebenen Kinde in einer Verbündniß standen; denn der Schlüssel hat gewiß zu dem unterirdischen Behältniß gehört, wo Kaspar Hauser eingesperrt war, der Goldsand war vermuthlich zur Erinnerung beigelegt, daß die Briefe, welche mit Kaspar Hausers Mutter gewechselt waren, mit Goldsand gestreut worden, sind und die blauen und weißen Flecken waren

ohne Zweifel von dem Kleide des Kindes, welches dieses anhatte, als er es bekam.

Ob ihm dieses Kind ist übergeben worden, um es umzubringen, oder selbes auf die Seite zu schaffen, ist noch nicht ermittelt. Im ersten Fall mußte der Bursche zu christlich oder zu feig seyn, um selbes zu vollziehen. Oder war es ihm übergeben, um es einzusperren, daß es nach und nach absterben sollte: so hat Kaspar nur allein diesem Menschen die Erhaltung seines Lebens zu verdanken gehabt; denn diese drei Stücke machen darauf aufmerksam, daß dieser Mensch schon von allem Anfang sich darauf vorbereitet hat, wenn das Kind bei seiner Einsperrung und schlechter Kost am Leben bleiben sollte, mit der Zeit demjenigen, dem es gehört, wieder zurückzugeben, um auf seine Seele keine Mordsünde zu legen. Er hat das Kind gesäubert, und alle nothwendigen Bedürfnisse ihm beigebracht. So lange, als Kaspar Hauser klein war, war es leicht, ihn zu verbergen, nun aber, da er so weit erwachsen war, und der Mann immer befürchten mußte, daß er durch einen Lärm oder sonst was immer verrathen werden könnte, hat er sich darauf vorbereitet, ihn bei der ersten Gelegenheit wegzuschaffen, um sich selbst zu sichern. Da aus dem Briefe sich zeigte, daß er den Herrn Rittmeister kannte, so hat er ihn an diesen, mit der Hoffnung, daß er in sichere Hände kommt, übersendet.

Hätte ihn der Herr Rittmeister behalten, und darüber mit dem Herrn Bürgermeister und dem Vorstande der Anstalt, wo die verwahrlosten Knaben in Nürnberg erzogen

werden, gesprochen, so hätte Kaspar Hauser da aufgenommen und, ohne entdeckt zu seyn, zu einem guten und brauchbaren Manne gebildet werden können; dadurch wären alle Aufrühre und Spektakel verhindert worden, das unschuldige Blut nicht geflossen, und könnte bis diese Stunde noch leben.

Ungefähr 14 Tage nach Kaspar Hausers Ankunft zu Nürnberg erscheint unter so Vielen, die ihn auf dem Thurme besucht haben, auch der Herr Professor Daumer, ein gelehrter und sehr menschenfreundlicher Mann, der in seinem Herzen den Beruf fand, sich der geistigen Entwicklung, Bildung und Unterweisung dieses Unglücklichen anzunehmen, und ihm sogleich einigen Unterricht zu ertheilen, so weit der Zudrang der immer Neugierigen und andere störende Umstände diesen nur immer gestatten möchten.

Durch die starke Regsamkeit des Geistes konnte sein jugendliches Gedächtniß nicht auf einmal Alles so auffassen und festhalten, als er vom Anfange zur wirklichen Verwunderung seine Fähigkeiten zeigte, weil er in einer sehr kurzen Zeit wenigstens so viel sprechen gelernt hatte, um nothdürftig seine Gedanken auszudrücken. Freilich waren seine Sprachversuche eine geraume Zeit sehr dürftig, kindisch und unbehilflich, so daß man selten wissen konnte, was er mit seinen durcheinander geworfenen Redebrüchen ausdrücken wollte. Es blieb immer für den mit ihm Sprechenden Vieles zu errathen, und durch Vermuthungen Vieles zu ergänzen übrig; an ein zusammenhängendes Reden und Erzählen zu dieser Zeit war gar nicht zu denken.

Da der Herr Professor Daumer sah, daß durch die vielen Zerstreuungen keine Möglichkeit war, mit ihm etwas Rechtes zu unternehmen, so fand er sich bewogen, ihn zu sich zu nehmen, und so kam Kaspar Hauser den 16. July 1828 zu ihm in die Verpflegung, und Kaspar wurde im Lesen und Schreiben unterrichtet, aber nur zu bald, wo Hauser noch keine richtige Festigkeit in dem ersten Unterrichte hatte, welche schon andere Kinder mit dem sechsten Jahre erhalten, und Begriffe von etwas haben, nahm er diesen ganz noch unwissenden Jüngling gleich auf das Gymnasium, wo schon die höhern Begriffe und auch das Lateinische gelernt wird; so wurde dieser zu dem Ersten wie zu dem Zweiten verwirrt. Im Daumer'schen Hause hatten sich erst seine dunklen Begriffe von der Menschheit, Gottheit und andern Naturbeschaffenheiten entwickelt, indem sich die Mutter des Herrn Professor Daumer, eine sehr würdige Frau, und seine ziemlich gebildete Schwester sehr viel mit ihm abgegeben, und ihm über alles dieses sehr viele Begriffe beigebracht haben. Als er einige Zeit in diesem Hause war, und mehrere herausgegebene Bücher, die über ihn geschrieben waren, gelesen, und Alle über sein Schicksal als unrichtig erkannt, so hat er sich gegen Einheimische und Fremde geäussert, er wolle selbst seine Lebensgeschichte schreiben.

Diese seine Aeusserung hat nach sich alle die Verfolgungen, die ihm nachher widerfuhren, zugezogen, wie auch den verfehlten Mordversuch, weil man vermuthet hat, daß er sich wirklich noch etwas aus seinen frühern Lebensverhält-

nissen erinnere, und dadurch zum Aufdecken dieser Geheimnisse einige Spur gefunden werden könnte. Daß er schon als Kind aus wichtigen Ursachen auf die Seite geschafft werden mußte, unterliegt keinem Zweifel, und aus diesem Grunde wurde er von väterlicher Seite dem Burschen, der ihn so lange Jahre bei sich hatte, übergeben, damit nichts entdeckt würde, wo dieses Kind herkomme. Da sich seit der Zeit weiter Nichts gemeldet und gezeigt hat, so war man versichert, daß das Kind schon todt, oder durch den Burschen gut versorgt sei, wozu dieser auch Geld erhielt, um selben zu versorgen.

Als aber auf einmal durch Kaspar Hausers sonderbare Erscheinung ein solcher Lärm entstand, so viel gesprochen und geschrieben wurde, sein Alter und verschiedene andere Merkmale der Familie aufgefallen sind, da erwachte ihre Aufmerksamkeit und Besorgniß, daß jetzt erst eine Sache, die sie als erloschen betrachtet hat, durch ihn an's Licht gebracht werden könnte.

Diejenige Familie, zu der der unglückliche Jüngling allen Muthmassungen nach zu gehören scheint, von welcher aus dieser Mann nicht nur durch neue Belohnung oder durch Drohung, daß er das erstemal seine Schuldigkeit nicht erfüllt hat, aufgefordert wurde, das Jetzige zu erfüllen, um ihn dießmal um so gewisser aus der Welt zu schaffen; es scheint aber, es sei aus Gottesfurcht oder aus Liebe zum Kaspar Hauser ihm so wenig jetzt, als wie früher, so lange er ihn in seinen Händen gehabt hatte, das Vorhaben auszuführen, ihm das Leben nehmen zu wollen, möglich

gewesen, vielmehr aber den Willen der Familie zu erfüllen, ihn nur verwundete.

Kaspar Hauser war nichts weniger als sicherlich verwahrt; denn der Zutritt zu ihm war im Daumer'schen Hause, wenn gleich nicht jedem Einheimischen, aber doch jedem Fremden unverweigert; und daher hat der Mann, der ihn nach Nürnberg brachte, sehr leicht alle Schlupfwinkel in diesem Hause erforschen und untersuchen können, um sein Mordvorhaben an Kaspar Hauser um so gewisser auszuführen. Daß Niemand anderer der Mörder, als dieser nämliche, war, ergibt sich aus manchen nachfolgenden Unternehmungen.

Die Familie hätte wohl keine Ursache gehabt, sich so zu ängstigen, daß der unglückliche Jüngling etwas schreiben könnte, was ihr nachtheilig wäre; denn er hatte keine weitern Erinnerungen, als von der Zeit her, wo er im Gefängnisse gesessen, und den Weg mit dem Manne nach Nürnberg gemacht hat, welches sich hier nach folgenden Aufsätzen seiner Lebensbeschreibung ergibt.

Lebensbeschreibung.

(Von Kaspar Hauser eigenhändig geschrieben.)

Diese Lebensbeschreibung von meinem vorigen Zustand habe ich nach meiner Erinnerung geschrieben:

Das Gefängniß, in dem ich bis zu meiner Befreyung leben mußte, war ohngefähr 6 bis 7 Schuh lang, 4 breit und 5 hoch. An der Vorderseite waren zwei kleine Fenster mit Holz verschlichtet, welches ganz schwarz aussah. Auf

dem Boden war Stroh gelegt, worauf ich zu sitzen und zu schlafen pflegte. Meine Füsse waren von den Knieen an mit einer Decke bedeckt. Neben meinem Lager auf der linken Seite war im Erdboden ein Loch, worin ein Topf angebracht war; es war auch ein Deckel darüber, den ich wegschieben mußte, und immer wieder darüber deckte. Die Kleider, die ich im Gefängniß getragen habe, waren ein Hemd, kurze Hosen, in denen aber das Hintertheil fehlte, daß ich meine Nothdurft verrichten konnte, weil ich die Hosen nicht ausziehen konnte; den Hosenträger hatte ich auf dem blossen Leibe, das Hemd war darüber. Meine Nahrungsmittel waren nichts anderes, als Wasser und Brod, an Wasser hatte ich zuweilen Mangel, Brod war immer genug da. Ich hatte zwey hölzerne Pferde und einen Hund, mit denen ich mich immer unterhalten habe; ich hatte Bänder von roth und blauer Farbe, damit putzte ich die Pferde und den Hund, aber manchmal fielen sie herunter, weil ich sie nicht binden konnte. Wenn ich erwachte, lag das Stück Brod neben mir und ein Krüglein Wasser; zuerst griff ich nach dem Wasser, um meinen Durst zu stillen, dann aß ich Brod, hierauf nahm ich die Pferde, und putzte sie eine Zeit lang, dann nahm ich den Hund; war ich mit diesem fertig, so trank ich das übrige Wasser aus, und nahm nochmal die zwei Pferde, that wieder alle Bänder herunter, und putzte sie von Neuem, und machte es eine Zeit lang so fort. Dann aß ich Brod, ich wollte auch trinken, aber es war kein Wasser mehr darin, da nahm ich den Hund, und wollte ihn putzen, wie die Pferde, aber ich konnte ihn

nicht mehr fertig bringen, weil mein Mund zu trocken war, ich nahm sehr oft das Krüglein in die Hand, und hielt es lange an den Mund, aber es ging niemals Wasser heraus, ich stellte es immer wieder hin, und wartete eine Zeit lang, ob nicht bald ein Wasser kommt, weil ich nicht wußte, daß mir das Wasser gebracht werden mußte; ich hatte ja keinen Begriff, daß außer mir noch Jemand seyn könnte. Wenn ich eine Zeit lang gewartet hatte, und es ist kein Wasser gekommen, dann legte ich mich rückwärts und schlief ein. Ich erwachte wieder, da ist mein Erstes gewesen, nach dem Wasser zu langen, und so oft ich erwachte, war ein Wasser in dem Krüglein und auch ein Brod da. Das Wasser trank ich beinahe immer aus, dann war mir aber sehr wohl, ich nahm die Pferde, und machte es gerade wieder so, wie ich es schon erzählte. Gewöhnlich fand ich das Wasser recht gut, aber manchmal war es nicht so gut, und wenn ich getrunken hatte, verlor ich alle Munterkeit, aß nicht mehr, und spielte auch nicht, sondern schlief ein. Wenn ich erwachte, war's einmal so hell als das anderemal; ich habe niemals eine solche Tageshelle gesehen, als in der ich jetzt lebe. Als das erstemal der Mann zu mir kam, stellte er einen ganz niedrigen Stuhl vor mich hin, legte ein Stück Papier und einen Bleistift darauf, dann nahm er meine Hand, gab mir den Bleistift in die Hand, drückte mir die Finger zusammen, und schrieb mir Etwas vor. Dieses zeigte er mir sieben- oder achtmal, es gefiel mir sehr wohl, weil es schwarz und weiß aussah, er ließ meine Hand frei, ließ mich allein schreiben, ich

schrieb fort, und machte es nach, wie er mir es vorgezeigt hatte und wiederholte dieses öfter u. s. w., mir kam kein Gedanke, warum meine Hand alle Festigkeit verlor. In dieser Zeit kann der Mann hinter mir gewesen seyn, und mir zugesehen haben, ob ich es nachmachen kann oder nicht, ich hörte ihn nicht kommen, auch nicht fortgehen. Ich schrieb eine Zeit lang so fort, und bemerkte gleich, daß meine Buchstaben den vorgezeichneten nicht ähnlich sind, ich ließ aber nicht eher nach, bis ich die Aehnlichkeit erreichte. Dann wollt' ich wieder trinken, weil ich vor dem Eifer meinen Durst gar nicht so bemerkte; aß ein wenig Brod, nahm die Pferde, putzte sie wieder so, wie ich Oben erzählte. Aber ich konnte sie nicht so leicht putzen, als zuerst, weil mich der Stuhl hinderte, der vor mir über meinen Beinen stand; ich machte mir viel mehr Anstrengung, weil die Pferde neben dem Stuhl standen, und ich hatte nicht so viel Verstand, daß ich den Stuhl weggethan oder die Pferde auf den Stuhl gestellt hätte. Da hatte ich viel mehr Durst bekommen, und hatte kein Wasser mehr, sodann schlief ich ein. Als ich erwachte, stand der Stuhl noch über meinen Füssen; mein Erstes ist immer gewesen, nach dem Wasser zu langen, darauf aß ich ein Brod, schrieb sodann eine Zeit lang, nahm die Pferde und den Hund, als ich fertig war, trank ich mein weniges Wasser aus, aß ein wenig Brod. Dieses wiederholte ich.

Ob ich mit dem Tag erwachte, kann ich nicht angeben, weil ich keinen Begriff von Tag und Nacht hatte. Ich kann auch nicht sagen, wie lang ich schlief, nach meiner

jetzigen Vermuthung ziemlich lang, mein Spiel währte immer, so viel ich jetzt bestimmen kann, höchstens 4 Stunden. Wie der Mann mir das Schreiben zeigte, sagte er kein Wort zu mir, sondern nahm meine Hand, und schrieb mir vor; als er mich bei der Hand nahm, kam mir's nicht in Gedanken, mich umzusehen, um den Mann zu erkennen; ich hatte ja nicht gewußt, daß es eine solche Gestalt gibt, wie ich bin. Der Mann kam zum zweitenmal, brachte ein Büchlein mit, legte es vor mich aufgeschlagen auf den Stuhl, nahm meine Hand, und fing zu sprechen an, er deutete auf die Pferde hin, und sagte leise: „Roß" etlichemal nacheinander; als ich dieses hörte, horchte ich lang, ich hörte immer das nämliche; dann kam mir's in Gedanken, ich sollte es auch so machen, ich sagte auch die nämlichen Worte, nahm ein Bändchen mit der linken Hand, und sagte nochmal Roß, weil ich mit der rechten Hand, die mir der Mann hielt, nicht hinlangen konnte; dann sagte er etlichemal: „dieses merken" und legte meine Hand auf's Büchlein hin, und zugleich auf die Pferde, und fuhr mit hin und wieder. Welches mir sehr wohl gefiel, er sagte dabei: dieses nachsagen, dann bekommst du solche schöne Roß vom Vater. Diese Worte sagte er mir etlichemal vor, ich sagte es nicht nach, und horchte sehr lange, und da ich immer dieselben Worte hörte, fing ich's wieder zum Nachsprechen an; er sagte es vielleicht noch sieben- oder achtmal vor, dann konnte ich's ein wenig deutlicher nachsprechen; wie ich es deutlicher nachsprechen konnte, deutete er nochmal auf die Pferde hin, fuhr wieder so hin und

wieder und sagte: „dieß merken, den Roß vorsagen, dann darfst du auch so fahren,“ dieses gefiel mir am allerbesten. Jetzt war meine Hand frei, und das Büchlein lag auf dem Stuhl; ich sah immer auf das Büchlein hin, weil es mir so wohl gefiel, da es gerade so aussah, wie mein Papier, worauf ich geschrieben hatte; ich sagte es noch etlichemal für mich allein, fuhr dann mit den Pferden anfangs ganz langsam und ohne Geräusch, wie mir's der Mann gezeigt hatte; sagte auch die Worte zu den Pferden; dabei wurde ich sehr durstig, müde und schläfrig, und wenn ich kein Wasser mehr hatte, legte ich mich rückwärts und schlief ein. Als ich erwachte, lag mein Büchlein noch auf dem Stuhl. Dieses sah ich nicht eher, als bis ich das Wasser getrunken hatte; dann schrieb ich, putzte die Pferde und den Hund; nachher ging's über das Büchlein, und sagte die Worte, die mir der Mann gelehrt hat, und deutete gerade so auf die Pferde, und sagte auch diese Worte: „dieses merken, du schöne Roß vom Vater bekommst,“ dann deutete ich in's Büchlein hin, und wiederholte es nochmal, nachdem fuhr ich so hin und wieder, fuhr aber so stark, daß es mir selber wehe that. Da kam der Mann mit einem Stock, schlug mich auf den Arm, welches mir sehr wehe that, und weinte; ich war von dieser Zeit an sehr stille, und fuhr nicht mehr mit den Pferden. Nachdem ich lange geweint habe, wollte ich trinken, ich hatte kein Wasser mehr, aß mein weniges Brod und schlief ein. Als ich erwachte, saß ich auf, und trank mein Wasser, dann legte ich die Bänder ganz leise hin auf die Pferde, wie der

Mann es mir gezeigt hatte, und sagte jene gemerkten Worte zu den Pferden, schrieb wieder, nachdem ich auch eine Zeit lang in das Büchlein dieselben Worte sprach, nahm das Krüglein, trank mein weniges Wasser aus, ich spielte noch eine Zeit lang, ich wurde sehr müde und schläfrig, und schlief ein. Ich werde noch etlichemal erwacht seyn, vielleicht noch vier= oder fünfmal, bis mich der Mann forttrug. In der Nacht, in welcher der Mann kam, schlief ich recht gut, wie ich erwachte, war ich schon angezogen, bis auf die Stiefel, die zog er mir an, setzte mir einen Hut auf, hob mich in die Höhe, und legte mich an die Wand, nahm meine beiden Arme, und legte sie um den Hals. Als er mich aus dem Gefängniß trug, mußte er sich bücken, und es ging einen kleinen Berg hinauf, vielleicht war's eine Treppe, dann ging es ein Stück weit eben fort; ich fühlte schon große Schmerzen, und fing an zu weinen; jetzt kam ein großer Berg, als ich ein Stück weit hinauf kam, sagte der Mann, du mußt gleich zu weinen aufhören, sonst bekommst du keine Roß. Ich gehorchte ihm, er trug mich noch ein Stück weit, ich schlief ein. Wie ich erwachte, lag ich auf der Erde mit dem Angesicht dem Boden zugewendet. Ich bewegte mich mit dem Kopf, vielleicht sah der Mann, daß ich erwacht war, er hob mich auf, nahm mich unter den beiden Armen, und lehrte mir das Gehen. Und wie ich zu gehen anfangen sollte, schob er mit seinen Füßen die meinigen fort, um mir begreiflich zu machen, wie ich's machen sollte. Ich werde etliche Schritte weit gegangen seyn, da fing ich zu weinen an, ich fühlte schon sehr viele

Schmerzen an den Füßen, der Mann sagte, „du mußt gleich aufhören, zu weinen, sonst bekommst du keine Roß.“ Ich sagte „Roß,“ womit ich wollte, daß ich bald heim zu meinen Rossen käme, der Mann sagte mir, du mußt das Gehen recht lernen, und merken, du mußt auch ein solcher Reuter werden, wie dein Vater ist. Er plagte mich noch immer mit dem Gehen; ich fing an zu weinen, weil mir die Füße sehr wehe thaten. Er sagte nochmal jene Worte: „du mußt gleich zu weinen aufhören, sonst u. s. w., wenn er vorher diese Worte gesagt hatte, hörte ich immer gleich zu weinen auf; dießmal aber nicht, weil mir die Füße sehr wehe gethan haben; worauf er mich mit dem Angesicht auf den Boden hinlegte, und ich werde eine Zeit lang gelegen seyn, bis ich einschlief. Da ich wieder erwachte, hob er mich in die Höhe, und sagte, ich sollte das Gehen recht lernen, dann bekommst du schöne Roße, er schleppte mich gerade wieder so fort, wie das erstemal. Ehe der Mann auf dem Wege mir vorzusprechen anfing, legte er mich sehr oft auf die Erde hin, weil ich immer gleich ermüdet war.

Jetzt fing er an, mir vorzusprechen:

„Ih möcht a söchäna Reiter wärn, wie mein Vater gwän is.“

Diese Worte wiederholte er sehr oft, bis ich dieselben recht deutlich nachsprechen konnte.

Ich fing an zu weinen, weil mir die Füße und der Kopf, besonders aber die Augen schrecklich wehe thaten, ich sagte: „Roß,“ womit ich andeuten wollte, man sollte

mich heim zu meinen Rossen führen. Der Mann verstand, was ich damit sagen wollte, und sagte: „Bald bekommst du schöne Roß vom Vater;“ ich fing an, zu weinen, er legte mich nieder auf's Gesicht, ich weinte noch immer fort, er sagte: du mußt gleich zu weinen aufhören, sonst bekommst du keine schöne Roß, und legte mir etwas Weiches unter das Gesicht, und ich hörte zu weinen auf, und schlief ein. Da ich wieder erwacht bin, hob er mich auf, schleppte mich fort, und mußte mir noch immer meine Füße mit den seinigen fortschieben, ich konnte noch nicht die Füße allein bewegen. Wenn er mit mir höchstens 20 Schritte weit gegangen war, fing ich jedesmal zu weinen an, und sagte: „I möcht a söchäna Reiter wärn, wie mein Vater gwän is.“ Dann sagte der Mann: „wenn du nicht zu weinen aufhörst, so bekommst du keine Roß.“ Nun hörte ich eine Zeit lang auf, weil ich meinte, dann würde ich bald zu meinen Rossen heimkommen, ich glaube, es hätte keine sechs Schritte gewährt, so fing ich schon wieder zu weinen an; er legte mich nieder, und so oft er mich ausruhen ließ, schlief ich aus Müdigkeit ein. Ich erwachte wieder, er hob mich auf, und schleppte mich fort, er sagte mir die Worte: „I möcht a söchäna Reiter wärn, wie mein Vater gwän is“ noch sehr oft vor. Vielleicht sind wir sechs bis acht Schritte weit gegangen, fing es zu regnen an, ich wurde ganz naß, es fing mich sehr stark zu frieren an, ich weinte, weil ich immer mehr Schmerzen fühlte; er legte mich auf die Erde hin in nassen Kleidern, es fror mich sehr, ich konnte nicht einschlafen, weinte eine Zeit lang fort, dann

legte er mir wieder etwas Weiches unter das Gesicht, und ich schlief unter den größten Schmerzen ein. Wie ich wieder erwacht bin, waren die größten Schmerzen vorüber, er hob mich auf, schleppte mich fort, ich hatte schon so viele Begriffe vom Gehen, daß ich die Füße selber aufgehoben und bewegt habe. Dann sagte der Mann, ich sollte nur das Gehen merken, „dann bekommst du recht schöne Roß von deinem Vater," und sagte auch jene Worte, „du mußt auch recht auf den Boden sehen," worauf er mir zugleich immer den Kopf neigte, und sagte: „wenn du dieses recht gut so machen kannst, so bekommst du die Roß." Ich sah ohnedieß niemals in die Höhe, weil mir die Augen schrecklich wehe thaten, er hätte es mir gar nicht zu sagen brauchen, aber desto mehr sah ich auf den Boden. Ich fing an zu weinen, er legte mich wieder auf das Gesicht, ich weinte noch immer fort; er legte mir etwas Weiches unter das Gesicht, und ich hörte auf zu weinen, und schlief ein. Als ich wieder erwachte, da sagte ich: „Roß, er hob mich auf, schleppte mich fort, ich sagte nochmal jene Worte, womit ich mich ausgedrückt habe, er solle mich heim zu meinen Rossen führen, und nicht mehr so wehe thun. Er führte mich wieder fort, ich bekam immer mehr Schmerzen. Dann wurde es auf einmal Nacht (hier befiel Hauser eine Ohnmacht, die er für Nacht hielt, was noch später sich in Nürnberg ereignete), ich weiß es mich nicht zu erinnern, daß er mich niederlegte, aber wie es wieder hell gewesen ist, lag ich auf der Erde, ich sagte: „Roß ham," damit wollte ich sagen, warum thun mir die Augen und

der Kopf so wehe, und bekomme so lange meine Roß nicht. Er hob mich in die Höhe und reichte mir Wasser dar, ich trank recht viel, und dieses hat mich ganz erquickt; ich hätte schon eher Durst gehabt, aber ich konnte kein Wasser verlangen, weil ich nicht wußte, daß mir der Mann Wasser geben könne. Wie ich das Wasser getrunken hatte, waren meine Schmerzen viel leichter. Dann schleppte er mich wieder fort, ich konnte auch etwas schneller gehen, so daß nach meiner Meinung es nicht mehr so langsam ging, als anfangs, aber dem Mann muß es doch noch zu langsam gegangen seyn, weil er dennoch immer mit seinen Füssen nachschob. Als ich eine Zeit lang gegangen war, kamen wieder sehr viele Schmerzen, ich fing zu weinen an, und sagte: „Roß ham." Er tröstete mich: „Jetzt kommst du bald zu deinem Vater," ich glaube, er ließ mich ein wenig freier gehen, um zu probiren, ob ich auch allein gehen könne; aber ich glaube, daß ich hingefallen seyn würde, weil ich die Füsse nicht mehr vorwärts bringen konnte, und auf beiden Seiten empfand ich einen plötzlichen Schmerzen, der wahrscheinlich daher rührte, daß mich der Mann geschwind ergriff, als ich hinfallen wollte. Ich fing an zu weinen, er legte mich nieder, und sagte jene Drohung, ich hörte auf, und schlief endlich ein. Als ich erwachte, war mein erstes Wort: „Roß ham, I möcht a söchäna Reiter wärn, wie mein Vater gwän is." Er hob mich auf, führte mich fort, ich glaube, daß das Gehen viel besser gegangen seyn muß, weil ich manchmal gar keine Schmerzen unter den beiden Armen fühlte. Ich werde eine Zeit lang gegan-

gen seyn, so fing es wieder zu regnen an, daß ich ganz naß wurde, und sehr viel von der Kälte litte. Ich weinte, er sagte diese Worte etlichemal nacheinander: „haben's dich angeschüttet?“ ich fing sie an nachzusprechen: womit ich sagen wollte, es thut mir Alles sehr wehe. Er legte mich auf den Boden hin, und ich konnte nicht gleich einschlafen, weil die Kleider ganz naß waren, und ich sehr viele Schmerzen hatte, er legte mir etwas Weiches unter das Gesicht, und endlich schlief ich ein. Wie ich erwachte, hob er mich auf, schleppte mich fort, ich empfand noch sehr viele Schmerzen, weil ich ganz naß war, es fror mir auch sehr. Er sprach mir jene Worte immer vor; ich konnte keines nachsprechen, über das lange Vorsprechen gab ich ihm zur Antwort: „Roß ham“ u. s. w. wollte ich sagen, warum ich denn es jetzt immer mit den Füssen so machen muß, welches mir sehr wehe thut. Er sagte „das Gehen mußt du recht merken.“ Er führte mich fort eine Zeit lang, ich fühlte immer mehr Schmerzen, und es wurde auf einmal Nacht, und ich fühlte mich ganz unbewußt.

Und wenn ich erwacht bin, sah ich mich auf dem Boden liegend, und war wieder so hell, als es vor der Nacht gewesen ist, er setzte mich auf, reichte mir Wasser dar, welches ich sehr begierig trank, nachdem wurde mir sehr leicht; ich glaubte, es sind die Hälfte der Schmerzen weg. Er gab mir auch Brod, aber ich aß sehr wenig, weil ich keinen Hunger hatte, oder vielleicht konnte ich vor Schmerzen keines essen, das Wasser, welches er mir nochmals reichte, erquickte mich ganz besonders. Jetzt hob er mich

auf, führte mich fort, ich konnte viel leichter gehen, ich hatte es nicht mehr so nöthig auf dem Mann seinem Arm zu liegen. Der Mann lobte mich, „weil du so Gehen gelernt hast, so bekommst du jetzt bald schöne Roß.“ Ich konnte ununterbrochen ohngefähr 40 bis 50 Schritte gehen, welches mir vorher nicht möglich war. Ich fing jene gemerkten Worte an zu sprechen, wodurch ich immer meine Ermüdung und Schmerzen ausdrücken wollte; er legte mich nach diesen Worten sogleich auf die Erde hin; ich war sehr müde und schläfrig, und schlief sogleich ein. Da ich erwacht bin, hob er mich auf, nahm mich das erstemal unter einem Arm, schleppte mich fort, und sprach immer fort die nämlichen Worte, bis ich sie recht gemerkt und deutlich nachsprechen konnte. Er legte mich noch etlichemal nieder, um mich ausruhen zu lassen, bis er mir die Kleider wechselte. Er setzte mich auf die Erde hin, ohne daß ich es verlangt hatte, zog mir meine Kleider aus, legte mir andere an, in denen ich in die Stadt Nürnberg kam. Während er mir die Kleider auszog und diese anzog, war er hinter mir, er langte nur vor. Als ich angezogen war, hob er mich auf, wollte mich wieder fortführen, aber ich fing an zu weinen, und sagte jene gemerkten Worte: womit ich sagen wollte, ich kann nicht mehr gehen, ich bin sehr müde, es thun mir auch die Füsse so wehe. Hierauf reichte er mir Wasser, welches mich so sehr erquickte, welches ich nicht beschreiben kann; er hob mich ganz in die Höhe und führte mich fort, und sagte mir immer dieselben Worte vor, bis ich sie recht deutlich nachsprechen konnte.

Dann probirte er auch, ob ich noch nicht allein gehen kann, er ließ mich frey und allein und hielt mich nur hinten am Jäckchen. Aber ich würde doch noch etlichemal hingefallen seyn, denn ich konnte einigemal meine Füsse nicht mehr vorwärts bringen, und fühlte einen starken Schmerzen an beiden Seiten. Ich fing an zu weinen, und sagte die gemerkten Worte, womit ich sagen wollte, er solle mir nicht so wehe thun. Er tröstete mich wie immer, und legte mich gleich nieder, und ich schlief sogleich ein. Als ich erwachte, sagte ich dieselben gemerkten Worte, damit wollte ich sagen, was denn dieses sey, welches mir immerfort in den Augen so viele Schmerzen verursachte, und gar nicht aufhörte, wehe zu thun. Er hob mich auf und schleppte mich fort, und sagte: „du mußt das Gehen recht merken," worauf er mir wieder neue Worte vorzusprechen anfing. „In dem großen Dorf da ist dein Vater, der gibt dir schöne Roß, und wenn du auch ein solcher Reiter bist, dann hole ich dich wieder." Jetzt fing ich wieder an zu weinen, er legte mich nieder, und ließ mich ausruhen. Er hob mich auf, führte mich wieder fort, und fing jene Worte an vorzusprechen; ich fing sie alle nachzusprechen an. Hierauf sagte er: „dieses merken und nicht mehr vergessen, worauf er wieder andere Worte sprach, und gab mir den Brief in die Hand. „dahin weisen, wo der Brief hin gehört." „Ich möch a söchána Reiter wären, wie mein Vater g'wán is." Dieses sagte er mir am öftersten vor, bis ich sie deutlich nachsprechen konnte. Ich weinte, er legte mich nieder und ich schlief aus Müdigkeit ein. Da ich wieder erwacht bin, reichte er

mir wieder Wasser dar, ich trank, welches sehr gut war, nachdem hob er mich auf, führte mich fort, worauf er mir immer dieselben Worte vorsprach, und zugleich auch den Brief in die Hand gab, und wenn ein Bu kommt, so mußt du es so machen.

Von dieser Zeit an, da er mir die Kleider gewechselt hatte, legte er mich gewiß noch zehnmal auf die Erde hin, um mich ausruhen zu lassen, wobei er immer diejenigen Worte vorsprach, um ja keines zu vergessen. Als mich der Mann stehen ließ, und mir den Brief in die Hand gab, sagte er diejenigen Worte nochmal vor, worauf er mich verlassen hatte. Ich stand eine Zeit lang an der nämlichen Stelle, in welcher mich der Mann verlassen hatte, bis mir derjenige Mann meinen Brief abnahm, und mich in das Haus des Herrn Rittmeisters brachte. Als ich in dem Hause ankam, empfand ich von einer starken Stimme, die ich dort hörte, heftige Schmerzen in dem Kopf; ich fing an zu weinen. Der Bediente nahm mich, setzte mich auf einen Stuhl, oder was es war, und suchte mich auszufragen. Doch ich konnte nicht mit andern Worten Antworten geben, als mit denjenigen, die ich gelernt hatte, und welche ich ohne Unterschied gebrauchte, um Müdigkeit und Schmerzen auszudrücken. Er brachte mir hierauf einen zinnernen Teller mit Fleisch und in einem Glase Bier. Der Glanz des Tellers und die Farbe des Bieres gefiel mir sehr wohl, aber schon der Geruch verursachte mir Schmerzen. Ich schob es weg. Er wollte es mir aufdringen, und ich schob es immer zurück und sagte: m m. Dann brachte er mir Wasser und ein Stückchen

Brod; das erkannte ich gleich, und nahm es in die Hand, aß und trank. Das Wasser war sehr gut! frisch, daß ich 3 bis 4 Gläser austrank und mich ganz gestärkt fühlte. Dann legte er mich in den Pferdstall und ich schlief ein. Als der Herr Rittmeister nach Hause kam, weckte man mich auf, und wie ich erwachte, war es sehr gut in den Augen, weil es schon ein wenig Nacht gewesen ist, welches für meine Augen eine große Wohlthat war, man führte mich aus dem Stall heraus. Ich sahe des Herrn Rittmeisters Uniform und seinen Säbel, ich erstaunte und erfreute mich sehr daran, und wollte auch ein solches haben. Ich sagte: „I mögt a söchäna Reiter wärn, wie mein Vater g'wän is.“ Womit ich sagen wollte, man sollte mir ein solches glänzendes schönes geben. Sie fingen an zu sprechen und so stark, daß es mir im ganzen Leibe wehe gethan hatte; ich fing an zu weinen, und sagte dieselben Worte. Dann führten sie mich auf die Polizei, welches mein schmerzlichster Weg war, weil die Füsse ein wenig ausgeruht waren, und an den Stellen, wo die Blasen gewesen, sind sie sehr empfindlich geworden. Als ich auf die Polizei hin kam, waren sehr viele Menschen da, und ich erstaunte und wußte nicht, was denn dieses sey, welches sich so beweget, und immer so stark sprachen, daß mir der Kopf noch weher gethan hatte, da gaben sie mir einen Schnupftabak, welchen ich in die Nase hin thun mußte, von diesen bekam ich sehr vielen Kopfschmerzen. Ich fing an zu weinen. Sie plagten mich noch immer mit allerhand

Sachen, welche mir schreckliche Schmerzen verursachten, und ich weinte immer fort.

Als ich eine Zeit lang auf der Polizei gewesen war, führten sie mich auf den Thurm. Ich mußte einen sehr hohen Berg hinaufsteigen, und sagte zu diesen Polizeisoldaten: „I möcht a söchäna Reiter wär'n, wie mein Vater g'wän is," womit ich meine großen Schmerzen ausgedrückt hatte, und ihn zugleich fragen wollte, was denn dieses gewesen ist, was ich gerade gesehen habe. Er gab mir wohl eine Antwort, welche ich nicht verstanden hatte. Als ich aus dem Thurme kam, mußte ich wieder noch einen größern Berg hinauf steigen, welches die Stiege war. Da hörte ich wieder eine starke Stimme, ich weinte noch immer fort, und sagte: „I möcht a söchäna Reiter wär'n, wie mein Vater g'wän is." Er nahm mich, führte mich noch etliche Stiegen hinauf, er machte die Thüre auf, welche einen ganz besondern Laut für mich gab, worüber ich ganz erstaunte, und da konnte ich recht ausruhen. Aber ich weinte eine Zeit lang, bis ich einschlief, weil mir Alles sehr wehe gethan hatte, und schlief in größten Schmerzen ein.

Als ich erwachte, hörte ich etwas, worüber ich so in Erstaunen gerathen war, und mit einer solchen Aufmerksamkeit horchte, weil ich in meinem vorigen Zustande nie etwas solches gehört hatte. Diese Aufmerksamkeit, die kann ich gar nicht beschreiben. Ich horchte sehr lange, aber nach und nach hörte ich nichts mehr, und verlor sich die Aufmerksamkeit, ich fühlte die Schmerzen an meinen Füssen. Ich bemerkte, daß ich in den Augen keine Schmerzen fühlte,

und warum empfand ich keine? weil es nicht Tag gewesen ist, welches für meine Augen die größte Wohlthat war. Aber sonst fühlte ich im ganzen Leib Schmerzen, besonders an den Füssen. Ich setzte mich auf; ich wollte nach meinem Wasser langen, um meinen Durst zu löschen, den ich fühlte; ich sah kein Wasser und Brod mehr, statt dem sah ich den Boden, der ganz anders ausgesehen hat, als in meinem frühern Aufenthaltsort. Ich wollte mich nach meinen Pferden umsehen, und mit spielen, es war aber auch keines da, worauf ich sagte: „I möcht a söchäna Reiter wär'n, wie mein Vater is," womit ich sagen wollte, wo sind die Pferde hin und das Wasser und Brod. Hierauf bemerkte ich den Strohsack, auf dem ich saß, welchen ich so mit Erstaunen betrachtete, und wußte nicht, was denn dieses sey. Als ich ihn sehr lange betrachtet hatte, klopfte ich mit dem Finger darauf, wodurch ich das nämliche Geräusch vernommen hatte, als wie von dem Stroh, welches ich in (meinem) frühern Aufenthaltsort hatte, worauf ich immer zu sitzen und zugleich zu schlafen pflegte. Ich sah auch sehr viele andere Sachen, worüber ich so in Erstaunen gerathen bin, welches sich nicht beschreiben läßt. Ich sagte: I möcht ah a söchäna Reiter wär'n, wie mein Vater is," womit ich sagen wollte: was ist denn dieses, und wo sind denn die Pferde hin? Ich hörte wieder die Uhr schlagen; ich horchte sehr lange; als ich nichts mehr hörte, sah ich den Ofen, welcher von grüner Farbe war, und einen Glanz von sich gab. Zu diesem sagte ich auch die gemerkten Worte, welche mir der Mann gelernt hatte, womit ich sagen wollte: er

möchte mir nur auch ein so schönes glänzendes Ding geben; ich sagte es etlichemal, aber ich bekam nichts. Ich sah ihn sehr lange an, ich sagte nochmal die nemlichen Worte, womit ich zu dem Ofen sagen wollte, warum denn meine Pferde so lange nicht kommen. Ich war in der Meinung, die Pferde sind fortgegangen. Ich bekam auch den Gedanken, wenn die Pferde kommen, so sage ich, sie sollen nicht mehr fortgehen, auch dieses wollte sagen: sie sollten das Brod nicht mehr fortlassen, sonst habt ihr nichts. Durch das viele Sprechen bekam ich sehr vielen Durst, und weil ich kein Wasser mehr sah, so legte ich mich nieder, und schlief ein. Als ich wieder erwachte, empfand ich dieselben Schmerzen in den Augen, als ich auf dem Herwege nach der Stadt empfunden hatte, als ich wieder erwachte, war es Tag, und weil mir die Tageshelle sehr wehe that. Ich fing an zu weinen und sagte: „I möcht a söchäna Reiter wern, wie mein Vater is. Da hin weis, wo Brief highört." Damit wollte ich sagen: warum es mir in den Augen sehr wehe thut? Er solle dieses wegthun, welches mir in den Augen so viele Schmerzen verursachte, gebe mir du bald die Pferde, und plage mich nicht immer so fort.

Ich hörte das nämliche, was ich zum erstenmal hörte, ich meinte aber doch, es ist etwas anders, weil ich es viel stärker hörte; es ist auch nicht das nämliche gewesen, sondern (statt) daß die Uhr geschlagen hat, war es geläutet worden. Dieses hörte ich sehr lange; aber nach und nach hörte ich immer weniger, und wie meine Aufmerksamkeit weg war, sagte ich jene Worte: „dahi weis, wo Brief

hinghört," womit ich sagen wollte: er möchte mir auch ein solches schönes Ding geben, und möchte mich nicht immer so plagen. Ich lag sehr lange, der Mann hob mich nicht mehr auf, ich setzte mich auf; ich bemerkte, daß ich auf dem nemlichen Ort bin; da dachte ich gleich an dieses, daß ich keine Schmerzen fühlte in den Augen, und ich hörte auch dasselbe. Endlich stand ich auf; ich setzte mich gleich wieder nieder, weil mir die Füsse schrecklich wehe gethan haben. Ich fing wieder an zu weinen und sagte die gelernten Worte; damit wollte ich sagen, warum denn die Pferde so lange nicht kommen, und lassen mich immer so wehe thun?

Ich weinte sehr lange, und der Mann kam nicht mehr. Ich sagte die Worte, ich wollte sagen, warum ich denn jetzt nicht mehr gehen lernen muß. Ich hörte die Uhr schlagen, diese nahm mir immer die Hälfte Schmerzen weg, und worüber mich der Gedanken tröstete, daß jetzt bald die Pferde kommen werden. Und während dieser Zeit, als ich horchte, kam ein Mann zu mir her, und fragte mich um allerhand Sachen, ich gab ihm vielleicht keine Antwort, weil meine Aufmerksamkeit auf das gerichtet war, was ich hörte. Er faßte mich am Kinn an, hob mir den Kopf in die Höhe, wodurch ich einen schrecklichen Schmerzen in den Augen fühlte von der Tageshelle. Von dem Manne, von dem ich jetzt spreche, dieser war bei mir eingesperrt gewesen, wovon ich auch nichts wußte, daß ich eingesperrt bin. Er fing an zu sprechen, ich horchte sehr lange, und hörte immer fort andere Worte, jetzt sagte ich meine gemerkten

Worte: „dahi weis, wo Brief highört“ — „I möcht a söchäna Reiter wern, wie Vater is,“ womit ich sagen wollte, was denn dieses gewesen sey, welches mir in den Augen so wehe gethan hat, wie du mir den Kopf in die Höhe gehoben hast? Aber er hat mich nicht verstanden, was ich gesagt habe, er hat wohl verstanden, was die Worte heißen, aber nicht, was ich gewollt hätte. Er ließ meinen Kopf los, setzte sich neben mich her, und fragte mich immer aus; unterdessen fing die Uhr zu schlagen an; ich hatte meine Aufmerksamkeit auf dieses bekommen, was ich in dem Augenblick hörte und dem Mann mußte ich zu lange gehorcht haben; er nahm mich am Kinn, wandte mein Gesicht gegen ihn, und er würde mich gefragt haben, was ich so horche, ich verstand ihn aber nicht, was er gesagt hat; ich sagte zu ihm: „I möcht a söchäna Reiter wern, u. s. w., womit ich sagen wollte, er solle mir ein solches schönes Ding geben; aber er verstand mich nicht, was ich wollte, er sprach noch immer fort; ich fing an zu weinen und sagte: „Roß ham,“ womit ich sagen wollte, er solle mich nicht immer mit dem Sprechen so plagen, es thut mir Alles sehr wehe. Er stund auf, ging an seiner Lagerstätte hin und ließ mich allein sitzen. Ich weinte sehr lange; ich fühlte große Schmerzen in den Augen, so daß ich nicht mehr weinen konnte. Ich saß sehr lange Zeit allein. Jetzt hörte ich ganz etwas anderes, worüber ich mit einer solchen Aufmerksamkeit horchte, die ich gar nicht sagen kann. Dasjenige, was ich hörte, war die Trompete in der Kaiserstallung, aber ich hörte es nicht lange, und als ich nichts

mehr hörte, sagte ich: „Roß ham" er solle mir auch so etwas schönes geben. Jetzt kam der Mann zu mir her, und sagte etlichemal sehr langsam diese Worte vor, ich sagte es ihm nach; er sagte: „weißt du nicht, was dieses sey?" Ich sagte diese Worte zu ihm etlichemal, damit wollte ich sagen: er solle mir bald die Rosse geben, und möchte mich nicht immer so plagen. Der Mann langte um den Wasserkrug hin, der unter meiner Pritschen stand, und wollte trinken; aber ich langte darnach, und sagte: „Roß ham." Der Mann gab mir gleich den Krug, ließ mich trinken; als ich Wasser getrunken hatte, wurde mir so leicht, welches sich nicht beschreiben läßt. Ich verlangte die Pferde von ihm und sagte: „Roß ham," worauf er etlichemal sagte, ich weis nicht, was du willst, ich sagte auch die Worte nach, ich konnte es aber doch nicht gleich so deutlich nachsprechen, und sagte: „I wäs net" und mit dem Roß ham wollte ich sagen, er sollte mir auch meine Rosse geben. Er verstand mich nicht, was ich gewollt hatte, und stand auf, ging an seiner Lagerstätte hin, und ließ mich allein sitzen. Jetzt fing die Uhr an zu schlagen, welches mich unendlich erfreute, so daß ich immer meine Schmerzen vergaß, und meine Sehnsucht war nach diesem Aufenthaltsort. Jetzt kommt der Gefängnißwärter Hiltl, brachte das Brod und Wasser, welches ich gleich anerkannte, und sagte zu ihm „I möcht ah a söchäna Reiter wern, wie Vater is," damit sagte ich zu dem Brod: jetzt thu nicht mehr fortgehen, und mich nicht mehr so plagen lassen. Er legte das Brod neben mich hin; ich nahm es gleich in die

Hand; das Wasser schüttete er in den Krug hinein, stellte ihn auf den Boden hin. Jetzt fing er mich auszufragen an. Er fragte mich mit so rascher Stimme, welche mir viele Schmerzen verursachte im Kopf, ich fing an zu weinen und sagte: „I möcht ah a söchäna Reiter wern, wie Vater is" „ham weisen," „I wäs net" „In groß Dorf, da is bei Vatter." Diese Worte gebrauchte ich ohne Unterschied, um dieses zu verlangen, was ich gewollt hätte. Der Gefängnißwärter ging fort, weil er mich nicht verstanden hat, er verstand wohl die Worte, was es heißen, aber nicht, was ich damit gesagt habe und ich verstand ihn auch nicht, was er zu mir gesagt hat. Ich aß mein Brod, als ich es in den Mund brachte, war es nicht so hart, als dieses, welches ich in meinem vorigen Aufenthaltsort hatte. Ich betrachtete es, und sah, daß es doch ein Brod sei, aber es hat diesen Geschmack und das Harte nicht gehabt. Ich aß doch, weil ich Hunger hatte, ich werde es einige Minuten im Magen gehabt haben, bekam ich starken Schmerzen im Leibe; ich fing an zu weinen und sagte „ham weisen" damit wollte ich sagen, er solle mir nicht so wehe thun, und möchte mich dahin thun, wo meine Roß sind. Jetzt hörte ich wieder die Trompete in der Kaiserstallung; ich horchte und erfreute mich immer sehr, weil meine Hoffnung war, wenn die Roß kommen, ich erzählen, was ich gehört habe. Ich horchte sehr lange, ich hörte nichts mehr. Jetzt kam der Gefängnißwärter wieder, brachte ein Stückchen Papier und einen Bleistift mit. Dieses erkannte ich gleich, worüber ich mich so erfreute, welches ich nicht be-

schreiben kann, weil ich dachte: jetzt bekomme ich bald meine Rosse. Er gab mir das Papier und den Bleistift in die Hand und (ich) schrieb das, was mir der Mann gelernt hatte, und dieses war mein Namen gewesen, welches ich nicht gewußt habe, was ich geschrieben hatte. Als ich mit dem Schreiben fertig war, sagte ich: „I möcht ah a söchäna Reiter wern, wie Vater is“ damit sagte ich, jetzt solle er mir die Pferde geben. Er sagte wohl etwas mit einer starken Stimme, welches ich nicht verstanden habe, und nahm das Papier, und ging fort.

Der Gefängnißwärter kam wieder, öffnete die Thür, und übergab mich einem Polizeisoldaten, der mich auf die Polizei zu einem Beamten führte; dieser fragte mich sehr vieles, welches ich ihm aber nicht beantworten konnte, als mit meinen bisher gelernten Wörtern: „I möcht a söchäna Reiter wern ꝛc.“ u. s. w.

Da er mich nicht verstand, und aus meinen Antworten nichts vernehmen konnte, wurde er sehr böse, und drohte mir, als wollte er mich schlagen lassen; ich stand ganz stille, und wußte nicht, was mit mir weiter geschehen würde. Der Beamte befahl hierauf, mich wieder auf den Thurm zu führen, und trug dem Gefangenwärter auf, bis auf weitern Befehl mich strenge zu beobachten. Derselbe nahm mich zu sich, und gab mir ein kleines Stübchen, ließ mich mit seinen Kindern spielen, von welchen mir der 11jährige Sohn Julius sprechen und schreiben lernte. Das Sprechen fiel mir sehr hart, ich verstand ihn wohl, konnte aber nicht alles aussprechen. — Bald darauf kamen viele Men=

schen und besuchten mich, brachten auch verschiedene Sachen, die mich sehr erfreuten; insbesondere freuten mich 2 Rosse, die man mir schenkte, weil ich glaubte, bald wieder zu dem Manne zu kommen, wo ich immer war, und es mir besser ging, weil ich dort keine Schmerzen fühlte. — Hier sprachen die Leute so stark, daß mir den ganzen Tag mein Kopf wehe that, und mich ganz verwirrt machten.

Bald darauf besuchte mich auch Herr Professor Daumer. Dieser sprach ganz anders mit mir, als die mich früher Besuchenden; er lernte mir schreiben und zeichnen, welches mich so erfreute, daß ich alle meine Spielereien vergaß. Da er nun sah, daß ich so große Freude hierüber hatte, nahm er mich ganz zu sich, wo es mir besser ging, als auf dem Thurme. —

Der fast ununterbrochene Umgang mit den Vielen, die sich den ganzen Tag über zu Kaspar hindrängten, den nicht zu verkennenden Gewinn, daß er auf kurzem Wege mit vielerlei Dingen und Worten bekannt wurde, und bald im Verstehen und Sprechen verhältnißmäßige Fortschritte machte, so war doch offenbar das Allerlei von Menschen, deren Massen Kaspar Hauser Preis gegeben war, nicht wohl geeignet, eine naturgemässe Entwickelung dieses verwahrlosten Jünglings zu fördern. Wohl mochte keine Stunde des Tages vergehen, die ihm nicht von dieser oder jener Seite her etwas Neues zugeführt hätte. Was ihm aber auf diese Weise zukam, konnte doch nicht zum kleinsten Ganzen sich gestalten; Alles zusammengenommen häufte sich nur als ein ungeordnetes, zerstreutes, buntes Allerlei, von

hundert und tausend Halb- und Viertels-Vorstellungen und Gedanken-Bruchstücken auf- und nebeneinander.

Die Kraftanstrengung, womit seine wissensdurstige Seele sich aus sich selbst gleichsam herauszuarbeiten strebte, alles Neue, was sich ihr darbot, — Alles war ihr neu — zu erfassen, zu umklammern, und heißhungrig gleichsam in sich hineinzuschlingen sich abarbeitete. Dieses alles war mehr, als ein schwächlicher Körper und ein zartes, beständig gereiztes und überreiztes Nervensystem ertragen konnte.

Ein hoher Gönner Kaspars besuchte ihn am 11ten Juli, und fand ihn in einem üblen Zustande, und machte seine Meinung höhern Orts bekannt, daß Kaspar Hauser entweder an einem Nervenfieber sterben, oder im Wahn- oder Blödsinn untergehen müsse, wenn nicht bald seine Lage geändert werde. Nach wenigen Tagen gingen diese Besorgnisse zum größten Theil in Erfüllung. Kaspar wurde krank, wenigstens so kränklich, daß eine gefährliche Krankheit zu befürchten stand. Sein Arzt äusserte sich in seinem deßhalb dem Stadtmagistrate erstatteten berichtlichen Gutachten über Hausers damaligen Gesundheitszustand, wie folgt:

„Als ich Kaspar besuchte, fand ich ihn ganz verändert. Er war traurig, sehr niedergeschlagen und ermattet. Die Reizbarkeit seiner Nerven war krankhaft erhöht, seine Gesichtsmuskeln zuckten beständig. Seine Hände zitterten so sehr, daß er kaum etwas halten konnte. Seine Augen waren entzündet, konnten das Licht nicht vertragen, und schmerzten ihn bedeutend, wenn er lesen oder einen

Gegenstand aufmerksam betrachten wollte. Sein Gehör war so empfindlich, daß schon jedes laute Sprechen ihm heftige Schmerzen verursachte, und er daher die Musik, die er so leidenschaftlich liebte, nicht mehr hören konnte. Er hatte Mangel an Eßlust, mangelhaften, erschwerten Stuhlgang, klagte über Beschwerden im Unterleibe, und fühlte sich durchaus unbehaglich. Ich war nicht wenig wegen seines Zustandes besorgt, da es nicht möglich war, ihm mit Arzneien beizukommen, theils weil er einen unbezwingbaren Abscheu vor Allem, Wasser und Brod ausgenommen, hatte, theils weil, wenn er auch hätte welche nehmen können, zu befürchten war, es möchte selbst das indifferenteste Mittel zu heftig auf seine so sehr gereizten Nerven einwirken." —

Kaspar Hauser wurde daher am 18ten Juli aus seiner Wohnung auf dem Thurm erlöst, und dem an Geist und Herz gleich vorzüglichen Gymnasial-Professor, Herrn Daumer, der sich bisher schon der Unterweisung und Bildung dieses Menschen väterlich angenommen hatte, zur Erziehung und häuslichen Pflege übergeben. Er fand in der Familie dieses Mannes — einer würdigen Mutter und der Schwester seines Erziehers — gewissermassen den Ersatz für diejenigen Wesen, die ihm die Natur gegeben und Menschenbosheit genommen hatte.

Auf den großen Andrang Neugieriger, denen Kaspar Hauser bisher auf dem Thurme Preis gegeben war, fand sich der Magistrat zu Nürnberg, sobald Kaspar dem Professor Daumer übergeben war, veranlaßt, allen fernern Zutritt strenge zu untersagen. Einheimische befolgten

zwar dieses Verbot, allein, wie nicht leicht ein Fremder nach Nürnberg kommt, ohne sich die Merkwürdigkeiten zeigen zu lassen, so glaubte jetzt Niemand, Nürnberg recht gesehen zu haben, wenn er nicht auch das geheimnißvolle Adoptiv-Kind dieser Stadt in Augenschein genommen habe.

Im Professor Daumer'schen Hause schlief Hauser zum erstenmal in einem ordentlichen Bette, welches ihm im Gegensatze gegen die Härte seines frühern Lagers ungemein behagte, wiewohl dieses Behagen durch eine gewisse unangenehme Empfindung, die ihm die Federn (dynamisch) verursachten, gestört wurde. Er hatte in der ersten Nacht, die er in diesem Bette zubrachte, auch seinen ersten Traum, der damit zusammenhing, daß sich in dieser Nacht die Krankheit, in die er damals verfallen war, zur Besserung entschied.

Herrn Bürgermeisters Binder Gemahlin, zu der er eine ganz vorzügliche Zuneigung hatte, sei, erzählte er, an sein Bett gekommen, und habe ihn gefragt, wie er sich befinde. Auf die Antwort: sein Kopfschmerz sei noch nicht vergangen, habe sie ihm entgegnet, er solle nur Geduld haben, es werde schon besser werden, habe ihm die Hand gereicht, ihn gegrüßt und sich entfernt. Hierauf habe sich etwas vom Kopf herab in die untern Theile seines Körpers gesenkt, der Kopfschmerz sei vergangen, und vor Freude habe er sehr gelacht. Frau Bürgermeisterin, behauptete er nun fest, habe in der Nacht seinen Kopfschmerz abgenommen.

Man suchte ihn davon zu überzeugen, daß dieser Vorfall ein Spiel der Einbildungskraft gewesen, aber vergebens; er wisse es gewiß, das Frau Bürgermeisterin, sagte er, bei ihm gewesen, er habe ihr ja die Hand gegeben, und sie sagte: Adjeu, Kaspar!

Auch als die Dame selbst erschien, und jene Aussagen bestätigte, glaubte er ihr nicht, drückte sich auch zuweilen mit komischem Widerspruche so aus: er müsse freilich glauben, was ihm Herr Bürgermeister und Frau Bürgermeisterin sagen, aber er wisse es doch zu gewiß, daß Sie bei ihm gewesen.

Doch schien er endlich überzeugt; als aber Jene beim Fortgehen fragte, ob er Sie heute noch besuchen wolle, und nicht etwa noch zu schwach wäre, auszugehen, erwiederte er: weil Frau Bürgermeisterin heute Nacht zu ihm gekommen sei, so wolle er auch zu ihr kommen. Erst als er später mehrmal träumte, fing er an einzusehen, welche Bewandtniß es mit den Träumen habe. An dem Tage, der auf jene wohlthätige Nacht folgte, hob sich seine Leibverstopfung, und es stellte sich zweimalige Oeffnung ein, der Kopfschmerz war, wie er geträumt hatte, verschwunden; aber die ungeheuerste Nervenschwäche, schwere Verdauung und harte Oeffnung blieben noch lange.

Seine Gesundheit hatte unter sorgfältiger Pflege der würdigen Daumer'schen Familie, bei zweckmäßiger Leibesbewegung und angemessener Beschäftigung bedeutend gewonnen. Er lernte fleißig, nahm zu an allerlei Kenntnissen, machte Fortschritte im Rechnen, Schreiben und Zeich-

nen, und verwendete seine freien Stunden zur Aufsetzung seiner Lebensbeschreibung, wie sie vorstehend wörtlich mitgetheilt wurde, und woraus zu ersehen ist, wie kindlich und unerfahren er sich ausdrückte. Dieß beweisen auch folgende Reime, die er im Frühling des Jahres 1829 an einem Tage, an welchem er sich vorzüglich wohl befand, und einer heitern Zukunft entgegen sah, niederschrieb, und welche noch ganz in seiner ersten natürlichen Sprache verfaßt sind:

„Mein erstes Jahr begrüß ich heut
Und denk' und liebe hocherfreut,
Von vieler Noth und Last gedrückt,
Von heute an genieß ich, was mein Herz entzückt
Und fühl auch jetzt mich neu beglückt.

In meinem ersten Jahre stehe ich nun,
Da giebts erstaunlich viel zu thun,
Zum Schreiben und zum Mahlen,
Zum Rechnen oft mit Zahlen.

Gott wollte, daß ich sehe, wie's in der Welt hergeht,
Und zu lesen, was in den Büchern steht,
Und anzubauen mein Gartenbeet.
Gott wird die Kraft mir geben in Jugendtagen,
Um die Klugen auszufragen.

Jetzt muß ich mich vorbereiten,
Täglich fortzuschreiten;
Ein Schritt ist nicht gar viel,
Doch führt er mich noch zu mein erwünschten Ziel."

Hauser lebte nun in dieser Zeit in Nürnberg zwar beschäftiget, aber froh und sorglos fort, und war von Fremden nicht mehr so viel belästiget, dagegen von den Nürnbergern sehr geliebt. Auch konnte Niemand glauben, daß es noch Jemanden gebe, welcher nach seinem Leben strebte; daher er auch ohne alle Furcht, und ohne alle Begleitung seine Gönner und Bekannten besuchte, wie auch in die Lehrstunde, welche er ausser dem Hause hatte, allein ging. Eben auch im Daumer'schen Hause setzte man keinen Verdacht in die fremden Besuche, welches folgendes Beispiel genau beweist.

Ohngefähr 3 Wochen vor dem Mordversuche kam der Herr Dr. Schedel aus Pesth in das Daumer'sche Haus, wo ihm der Kaspar Hauser auf dem Hausplatze begegnete, und ihn fragte, was er wünsche. — Dieser äusserte, er möchte Herrn Professor Daumer sprechen.

Kaspar erwiederte: Herr Professor Daumer sei krank, und könne Niemanden sprechen, wollten Sie mir aber Ihr Begehren mittheilen, so werde ich hineingehen, und es sagen. Doktor Schedel äusserte: er wolle Herrn Professor ersuchen, den Kaspar Hauser sprechen zu

dürfen. — O! dieses Begehren ist schon erfüllt, Kaspar steht vor Ihnen.

Er bat Herrn Doktor, mit ihm auf sein Zimmer zu kommen, wo sich dieser mit ihm über eine halbe Stunde allein unterhielt, ohne von irgend Jemand im Hause gesehen worden zu seyn. — Er beschreibt ganz genau die Oertlichkeit des Daumer'schen Hauses, und gesteht, daß er hiedurch für die Sicherheit Hausers besorgt worden sei; diesen Bericht, geschrieben zu Berlin 3 Wochen nach dem Mordversuche, hatte er in den besten Zeitungen bekannt machen lassen.

Hausers Feinde glaubten sich aber nicht so sicher, als er; denn sie hörten, daß er wirklich an seiner Lebensbeschreibung arbeite, daher auch sie nicht müssig seyn dürften, und schmiedeten indessen im Geheim den teuflischen Plan, ihn je eher, je lieber aus der Welt zu schaffen.

Zu diesem Ende wurde der nämliche Mann, welcher Kaspar nach Nürnberg brachte, aufgesucht und befehligt, denselben bei erster Gelegenheit zu ermorden. Daß dieser nicht zum Erstenmal, als er sein Vorhaben ausführen wollte, in das Daumer'sche Haus gekommen sei, ergibt sich von selbst, sondern daß er schon öfters da gewesen und sich den bequemen Ort ausgesucht, aber nie Gelegenheit gefunden hatte, als am 17. Oktober, wo dieses Attentat geschah.

Schon einige Wochen vor diesem Mordversuche bekam Hauser einige Ahnungen und Träume, wovon er nachstehenden Traum auf Daumers Befehl niederschrieb:

„Am zweiten August Nachts 1829 hatte ich einen Traum, als hätte ich wirklich einen Mann gesehen, er hatte ein weißes Tuch um den Leib hängen, seine Hände und Füsse waren bloß, und wunderschön hatte er ausgesehen, dann reichte er mir die Hand mit etwas, das einem Kranze gleicht, dann sagte er, ich soll ihn nehmen, da wollte ich ihn nehmen, dann gab er mir Antwort, in vierzehn Tagen mußt du sterben, dann gab ich ihm zur Antwort, ich mag noch nicht sterben, weil ich nicht lange auf der Welt bin, und nahm den Kranz nicht, als er mir zur Antwort gibt: es ist desto besser. Dann stund er eine Zeit lang vor mir, als ich den Kranz nicht nahm, ging er rückwärts gegen den Tisch zu, legte ihn auf den Tisch, sobald er ihn auf den Tisch gelegt hatte, stund ich auf, und als ich näher kam, hatte er einen herrlichen Glanz bekommen. Dann nahm ich ihn, und ging auf mein Bett zu, als ich näher dem Bette zukam, bekam er immer einen stärkern Glanz, dann sagte ich: ich will sterben, dann war er fort, ich wollte in das Bett hineinsteigen, dann wurde ich wach."

Der Kranz ist in der Symbolik dieses Traumes offenbar der Tod. Er ist anfänglich glanzlos, d. h. er hat keine Bedeutung für Hauser, der deßhalb nicht sterben mag. Allein der Kranz fängt an zu leuchten, und wie er immer heller und heller glänzt, erwacht Sehnsucht nach dem Tode, und eine höhere Anschauung desselben in Hauser, der nun sterben will. —

Seit diesem Traume befiel Kaspar zuweilen, wenn

er aus dem Hause oder hineinging, eine Aengstlichkeit, welche er sich aber nicht zu erklären wußte, und diese währte bis zu der Woche des Mordversuchs. Ueber diese merkwürdige Ahnung, die ihn in den, dem Mordversuch vorausgehenden Tagen befiel, äusserte sich zwar Hauser erst nach dem Vorfall mit Bestimmtheit, weil er, was wegen seiner großen Zaghaftigkeit nicht selten geschehen war, vielleicht verlacht zu werden fürchtete, und seine Empfindlichkeit gegen Spott und Lächerlichwerden so groß war, daß er aus Furcht vor diesem jede andere Furcht zu unterdrücken, oder zu verbergen suchte. Doch ist aus dem über Hauser noch vor dem Mordversuch niedergeschriebenen Bemerkungen ersichtlich, daß er in jenen Tagen an einer erhöhten krankhaften Gereiztheit und Empfindlichkeit gelitten habe, und in allerlei Unwohlsein geworfen wurde, wogegen die bei ihm sonst immer sehr wirksamen Mittel den gewohnten Erfolg nicht hatten, oder ohne zu nützen, ihn nur mehr aufreizten.

Hausers nach dem Mordversuch gemachten bestimmten Angaben zufolge fing die Ahnung am Montag und Dienstag vor dem Sonnabend, an welchem die That geschah, sich zu regen an, und trat am Mittwoch mit voller Bestimmtheit ein. Es befiel ihn des Morgens Angst und Frostschauder mit der Vorstellung verbunden, es werde Jemand kommen, und ihn umbringen. Dieses Gefühl hatte er die vier Tage lang bis zur Begebenheit, und wenn es ihn verließ, so kam es doch nach einer halben oder ganzen Stunde wieder. Wann er allein im Zimmer war, kam es

ihm vor, als sei ein (unbestimmter) Mann darin, auf der Straße, als gehe ihm ein Mann nach, nach welchem er sich auch umsah.

Am Sonnabend Vormittags vor der That war das Gefühl am stärksten. Es befiel ihn mitten auf dem Markte unter vielen Menschen mit Frostschauder und Vorstellung von Ermordung, die heute oder morgen an ihm geschehen werde, so, daß er seine Begleiterin, eine Person meines Hauses, ohne ihr jedoch einen Grund zu nennen, antrieb, nach Hause zu gehen. Er hatte bestimmt die Vorstellung vom Erschlagenwerden (nicht z. B. von Erstochenwerden). Die Vorstellung, daß er in seiner Wohnung ermordet werden solle, hatte er nicht, er fühlte nur im Allgemeinen Angst vor Ermordung. Bis zum Sonnabend ward es mit jedem Tage ärger; gleich als er am Sonnabend aufwachte, befiel es ihn mit der größten Stärke und höchst schmerzhaft wurde ein grauendes Gefühl in der Brust. Nicht lange vor der Begebenheit klagte er mir Unwohlseyn, und bat um Erlaß einer Lehrstunde, die er ausser dem Hause zu nehmen hatte, dabei sagte er, es sei ihm so heiß, und ich meine, ihn noch vor mir stehen zu sehen, wie er mit der Hand nach dem Kopfe griff oder deutete. Ich schrieb dieß einer andern Ursache zu; es war wohl die mir unbekannte Aengstlichkeit, die ihm das Blut in den Kopf trieb. Es könne sich Niemand vorstellen, erzählte er nachher, wie ihm gewesen sei. Als ich fragte, ob es bis zur Zeit des Mordanfalls an diesem Morgen gleich geblieben oder gestiegen sei, antwortete er: damals habe es nicht ärger werden

können. Wahrscheinlich war es die sich auf's höchste spannende Angst, die ihn zu ungewöhnlicher Zeit zu Stuhle trieb, als ihm der Mörder in Erwartung, daß Hauser wie gewöhnlich um diese Stunde ausgehen würde, auflauerte, wodurch es kam, daß die Begebenheit am Abtritt vorfiel. Als er den Unbekannten heranschleichen hörte, hatte er zwar nicht das bestimmte Bewußtseyn, daß es der Mörder sei, doch, sagte er, sei es ihm „ganz dumm" geworden. Jenes Angstgefühl scheint bei naherückender Gefahr in eine Art von Betäubung übergegangen zu seyn.

Kaspar pflegte Vormittags von 11 — 12 Uhr ausser dem Hause eine Rechnungsstunde zu besuchen. Aber am Sonnabend den 17ten Oktober blieb derselbe, weil er sich unwohl fühlte, auf Geheiß seines Erziehers zu Haus. — Professor Daumer machte um diese Zeit einen Spaziergang, und ausser Kaspar, den man auf seinem Zimmer wußte, blieb Niemand in der Daumer'schen Wohnung zurück, als Daumers Frau Mutter und dessen Schwester, die um diese Zeit mit Reinigung des Hauses beschäftiget war. Das Haus, in welchem Kaspar bei Daumer wohnte, liegt in einem entfernten, wenig besuchten Theil der Stadt auf einem ausserordentlich großen, kaum übersehbaren öden Platz. Das Haus, nach alter Nürnberger-Bauart, äusserst unregelmäßig gebaut, voll Ecken und Winkel, besteht aus einem Vordergebäude, welches der Hausherr bewohnte, und einem Hintergebäude, in welchem die Daumer'sche Familie ihre Wohnung hatte. Eine eigene Hausthür führt über einen, den Hofraum von 2 Seiten

einschließenden Gang zur Treppe des Daumer'schen Quartiers, und auf jenem Gang ist, nebst einem Holzstall, Geflügelraum und andern ähnlichen Behältnissen dicht unter einer Wendeltreppe in einem Winkel ein sehr niedriger, schmaler, enger Abtritt. Der ohnehin kleine Raum, in welchem sich der Abtritt befindet, war durch eine davorstehende spanische Wand noch mehr verengt.

So oft Kaspar dieses heimliche Gemach besuchen wollte, legte er nach seiner Gewohnheit aus Reinlichkeitsliebe immer erst Rock und Weste auf seinem Zimmer ab, und ging so bis auf die Hosen entkleidet, im blossen Hemd mit nackten Hals auf jenes Gemach.

Noch ist zu bemerken, daß, wer auf dem eben bezeichneten Gang zu ebener Erde allenfalls in der Nähe der Holzkammer sich befindet, sehr gut beobachten kann, wer von der Treppe herabkommt, und auf den Abtritt geht.

Als gegen 12 Uhr des obenbemerkten Tages die Schwester des Professor Daumer mit Fegen der Wohnung beschäftigt war, wurde sie auf der Treppe, die von dem ersten Stockwerk nach dem Hofe führt, mehrere Blutflecken und blutige Fußspuren gewahr, die sie sogleich aufwischte, ohne sich dabei etwas besonders Arges zu denken, sie meinte, Kaspar möge auf der Treppe aus der Nase geblutet haben, und ging auf dessen Zimmer, um ihn darüber zur Rede zu stellen. Sie fand Kaspar nicht, wohl aber bemerkte sie in der Stube nahe an der Thüre, ebenfalls ein Paar blutige Fußtritte. Nachdem sie wieder die Treppe herabgegangen war, um auch den obenbezeichneten Gang im

Hofe zu fegen, fielen ihr abermals einzelne Blutspuren auf dem Steinpflaster dieses Ganges in die Augen. Sie kam bis zum Abtritt, und hier lag ein ganz dicker Haufen gestockten Blutes, das sie der eben herbeikommenden Tochter des Hausherrn zeigte, welche meinte, es sei dieses Blut von einer Katze, welche hier ihre Jungen geworfen habe. Daumers Schwester, welche dieses Blut sogleich hinwegschwemmte, war nun um so mehr in der Meinung bestärkt, Hauser habe die Unreinlichkeit auf der Treppe gemacht; er müsse in diese Blutlacke getreten seyn, und beim Hinaufgehen seine Füsse nicht zuvor gereinigt haben.

Es war bereits 12 Uhr vorüber, der Tisch war gedeckt, und Kaspar, der sonst immer um diese Stunde pünktlich zum Essen kam, blieb dießmal aus. Die Mutter des Professor Daumer ging daher aus ihrem Zimmer herab, um Kaspar zu rufen, fand ihn aber auf seiner Stube eben so wenig, als zuvor ihre Tochter. Frau Daumer sah an der Wand seinen Rock hängen, und auf dem Klavier seine Chemisette, Halsbinde und Weste. Sie schloß hieraus für gewiß, Kaspar müsse auf dem heimlichen Gemach sich befinden, ging herab, ihn hier zu suchen, fand ihn auch hier nicht, und wollte sich wieder hinauf in ihr Zimmer begeben, als ihr eine Nässe auf der Kellerthür auffiel, die ihr wie Blut vorkam. Schlimmes ahnend hob sie die Kellerthür auf, bemerkte auf allen Kellerstufen theils Blutstropfen, theils größere Blutsflecken, stieg nun bis zur untersten Stufe hinab, und sah von hier aus in dem von Wasser angefüllten Keller in einem Winkel etwas Weißes

aus der Ferne schimmern. Frau Daumer eilte zurück, und forderte die Magd des Hausherrn auf, mit einem Licht in den Keller zu gehen, um nachzusehen, was darin Weißes liege. Kaum hatte diese auf den bezeichneten Gegenstand hingeleuchtet, so rief sie: „da liegt der Kaspar todt." —

Die Magd und der Sohn des Hausherrn, der indessen ebenfalls herbeigekommen war, hoben nun Kaspar, der kein Lebenszeichen von sich gab, und dessen todtenbleiches Gesicht mit Blut bedeckt war, vom Boden auf, und trugen ihn aus dem Keller. Oben angekommen, gab er durch ein gewaltiges Stöhnen das erste Lebenszeichen, dann rief er mit dumpfer Stimme: „Mann! Mann!" Er wurde sogleich in das Bett gebracht, wo er mit geschlossenen Augen von Zeit zu Zeit folgende abgebrochene Worte und Sätze bald schrie, bald vor sich hin murmelte: „Mutter! — Professor erzählen — Abtritt — Mann schlagen — schwarzer Mann, wie Küchen — Mutter sagen — nit finden — mein Zimmer — in den Keller verstecken." Es überfiel ihn hierauf ein gewaltiger Fieberfrost, der bald in heftigere Paroxismen, endlich in völlige Tobsucht überging, in welcher einige starke Männer Mühe hatten, ihn zu halten. Beinahe 48 Stunden befand er sich im Zustand vollkommener Geistesabwesenheit. In seinen Delirien während der Nacht sprach er von Zeit zu Zeit folgende abgebrochene Sätze vor sich hin:

Herrn Bürgermeister sagen, — Nicht einsperren! — Mann weg! — Mann kommt! — Glocke weg! — Ich nach

Fürth herunterreiten, — Nicht nach Erlangen in Wallfisch — Nicht umbringen, nicht Mund zuhalten, nicht sterben! — Meine Nothdurft verrichten, nicht umbringen! — Hauser wo gewesen, nicht nach Furth heute, nicht mehr fort; schon Kopfweh. — Nicht nach Erlangen im Wallfisch! — Der Mann mich umbringen, — Weg, nicht umbringen! Ich alle Menschen lieb; Niemand nichts than. — Frau Bürgermeisterin helfen! Mann dich auch lieb, nicht umbringen! — Warum Mann mich umbringen? ich auch gerne lebe. — Warum du mich umbringen! ich doch bitten, daß du nicht eingesperrt wirst. — Hast mich niemals herausgethan aus meinem Gefängniß, du mich gar umbringen? — Du mich zuerst umgebracht, ehe ich verstanden, was Leben ist. — Du mußt sagen, warum mich eingesperrt hast gehabt u. s. w.

Die meisten dieser Sätze wiederholte er sehr oft unordentlich durcheinander. —

Die von dem Untersuchungsgericht — dem die Polizeibehörde endlich jetzt die Behandlung der Hauserschen Angelegenheit überlassen hatte — unter Zuziehung des Stadtgerichts-Physikus am 20ten Oktober vorgenommene Besichtigung Hausers gewährt folgendes Ergebniß:

Man fand die Stirne des im Bette liegenden Hauser in der Mitte durch eine scharfe Wunde verletzt, über deren Entstehung der Gerichtsarzt Folgendes äusserte: „Was die Entstehung der Wunde betrifft, so ist solche unverkennbar mit einem sehr schneidenden Instrumente mittelst Hieb oder Stoß dem Hauser beigebracht worden. Die scharfen

Ränder der Wunde sprechen für die scharfe Schneide des Instruments; das gleiche Auslaufen der Wunde bezeichnet deren Entstehung durch Hieb oder Stoß, weil, wenn die Wunde rein geschnitten worden wäre, Anfang und Ende seichter und schmäler, die Mitte aber tiefer und eben darum klaffender erscheinen müßte. Am wahrscheinlichsten ist aber ihre Entstehung mittelst Hiebs, weil beim Stoß mehr Quetschung der zunächst anliegenden Theile bemerkt worden wäre ꝛc.

Die Wunde war, wie der Arzt erklärte, an und für sich unbedeutend, und hätte an jeder andern Person leicht in 6 Tagen geheilt werden können. Allein bei Kaspars höchst reizbarem Nervensystem war er erst nach 22 Tagen von den Folgen der Verwundung genesen. —

Was die Art der Verwundung betrifft, so glauben Mehrere, der Meinung des Gerichtsarztes nicht beipflichten zu dürfen, sondern, daß die Wunde Hausers weder durch Hieb noch durch Stoß, weder mit einem Säbel, noch mit einem Beil, noch mit einem Meissel, noch mit einem gewöhnlichen zum Schneiden bestimmten Messer, sondern mit einem andern scharf schneidenden bekannten Werkzeuge (Rasiermesser) zugefügt worden, und daß es bei dieser Verwundung nicht auf die Stirne, sondern auf den Hals abgesehen gewesen, welcher aber — weil Kaspar bei Erblickung des Mannes und der nach seinem Hals sich plötzlich ausstreckenden bewehrten Faust instinktmäßig mit dem Kopfe sich bückt, — vom Kinn bedeckt, den Streich von sich hinweg zur Stirne hinauf leitete. — Der Thäter konnte, da

Kaspar sogleich blutend zusammenstürzte, sein Werk für gelungen halten, und durfte auch, da er vermöge der Beschaffenheit des Orts jeden Augenblick befürchten mußte, von irgend Jemand betroffen zu werden, nicht länger bei seinem Opfer verweilen, um nachzusehen, ob Alles recht gelungen sei, und, falls es nicht gelungen wäre, das Unvollendete zu vollbringen. So kam Kaspar mit seiner Stirnwunde davon.

Gleich nach diesem Vorfall bekam Kaspar 2 Polizeidiener zur Bewachung, welche Tag und Nacht bei ihm waren, und ihn nach seiner Genesung auf allen seinen Wegen begleiteten. Da die Daumer'sche Familie ruhig und zurückgezogen in einem entfernten Theil der Stadt lebte, und sowohl dieser als auch der Wache die Sache unbequem war, so wurde Hauser auf Befehl des Magistrats von dort weggenommen und in das Haus des Magistratsraths, Herrn Kaufmann Bieberbach gebracht, wo er liebevoll aufgenommen und sehr sicher bewahrt wurde; doch blieben seine zwei Wächter auch hier bei ihm. Der Zutritt von vornehmen Fremden wurde zwar gestattet, jedoch mit Zuziehung einer Haus- oder Magistrats-Person.

Während dieser Zeit wurden beim Criminalgerichte mehrere Verhöre vorgenommen, und liefen auch sehr verschiedene Berichte und Muthmassungen über Hausers Herkunft bei Gericht ein. Unter andern auch diese:

Daß Kaspar Hausers Mutter eine ungarische Gräfin St. M. in Pesth sei, welche als Wittwe das ganze sehr bedeutende Vermögen genießt, welches, wenn

ein Kind da wäre, an dasselbe fiele. Die erste Entdeckung soll durch einen Geistlichen gemacht worden seyn, der in einem Gasthofe im Nebenzimmer von der Sache sprechen hörte. Eine Gouvernante, jetzt in Diensten bei dem Grafen P., habe diesen in einer bevorstehenden Untersuchung bei Gericht, um Schutz angefleht, da diese Sache sie auf das Schaffot bringen könnte. Er habe ihr denselben zugesagt, weil das in Ungarn leicht auszuführen sei; dennoch soll sie aus Furcht verrückt geworden seyn.

(Die Sache mit der Gouvernante hatte seine Richtigkeit, aber die ungarische Gräfin St. M. war nicht Kaspars Mutter.)

Daß Hauser seine ersten Lebensjahre als Kind in Ungarn verlebte, läßt sich gar nicht bezweifeln; denn Alles, was in dem Jahre 1830 über diesen Gegenstand geschrieben wurde, und den Bezug dahin leitete, bestätiget sich durch viele merkwürdige Begebenheiten. Dazu gehören die Versuche, welche im Juli 1830 der Herr von Pirch, Lieutenant im ersten Garde-Regiment zu Berlin, welcher im Herbste 1829 in Ungarn und Slavonien war, und dann nach Nürnberg auf Besuch kam, mit Hauser anstellte, kurz darauf, als die Geschichte mit der Gouvernante des Grafen P. in Pesth bekannt geworden war. Er sprach oft mit Kaspar Hauser in dessen Wohnung bei dem Magistratsrath Biberbach.

Der Lieutenant v. Pirch erinnerte sich noch einiger ungarischen und slavonischen Wörter, und nannte ihm solche. Es scheint aber, daß Kaspar kein einziges Wort, wel-

ches ihm in der ungarischen Sprache gesagt wurde, übersetzen konnte, wohl aber wurde er auf einige in der slavonischen, welche eben in einer Gegend in Ungarn gesprochen wird, sehr aufmerksam, und als er das Wort „Wotetz" hörte, sagte er, wie aus einem Traum erwachend, „das ist Vater;" dann „Majtga" „das ist Mutter," „Baba," das ist Kindsmagd, und so noch einige wenige Wörter, deren er sich seit seiner Kindheit erinnerte.

Hauser gerieth bei diesen Lauten in tiefsinniges Nachgrübeln, und bald in freudige Aufregung, wurde aber bald unwohl, und bekam starke Kopfschmerzen, welches an ihm bei jeder Anstrengung sogleich bemerkt wurde.

Ein anderer Versuch, welchen der Herr v. Pirch und der Doktor Saphier mit Kaspar Hauser angestellt hatten, führte zu einer andern Entdeckung. Es wurden ihm viele ungarische Taufnamen vorgelesen, um zu versuchen, ob irgend einer bei ihm eine besondere Aufmerksamkeit erwecken würde; er schwieg lange still, bis daß man „Istan" (Stephan) nannte; dann sprang er voll Freude auf, schlug in die Hände, und schrie: „das ist mein Name, man hat mich immer Istan geheißen und gerufen." — Er äußerte öfters, daß er sich deutlich erinnerte, man habe ihn in seiner Kindheit Istan genannt; dagegen habe er sich nie erinnern können, in seiner Kindheit jemals die deutsche Sprache gehört zu haben.

Geschrieben von Pesth.

„Es scheint die Entwicklung der seltsamen Begebenhei-

ten des Nürnberger Findlings Kaspar Hauser soll in unserer Stadt geschehen. Eine Person, die als Erzieherin in Ofen angestellt ist, war von den Nürnberger Behörden den unsrigen als verdächtig bezeichnet. Durch das mit ihr gehaltene Verhör ist sie dermaßen erschreckt worden, daß sie den Verstand verloren hat. Sie befindet sich jetzt in einem Hospital.

Privatschreiben aus Wien.

Schon vor 6 Monaten hatte ich die einzig mögliche und wahre politische Muthmaßung von der Geburt des Kaspar Hauser, und sie hat sich nun vollkommen bestätiget. Vor einigen Tagen ist in Ungarn eine Erzieherin des Fürstlich . . . . schen Hauses, die sich früher längere Zeit in Gesellschaft des großen französischen Generals befand, geheim gerichtlich verhaftet worden. Der Mitwissenschaft um die Geburt des Kaspar Hauser, so wie daher um die des Mordversuchs, vielleicht gar als Verwandte beschuldigt, gab sie sich für wahnsinnig aus. Uebrigens scheint man in Beziehung auf Kaspar Hauser mit der Erkaufung von Dolchen nicht sparsam umzugehen; die Enthüllung der Wahrheit könnte also auch für mich mit Lebensgefahr verbunden seyn.

Nachrichten aus Nürnberg.

Es ist schon erwähnt, daß die Spuren der Abkunft des Kaspar Hauser nach Ungarn weisen, und wirklich soll die Sache dort spielen. Man erzählt so: Auf das

Ausschreiben des hiesigen Magistrats in den Zeitungen, daß denen, die über Hausers Herkunft Nachricht geben könnten, eine Belohnung ausbezahlt werden soll, kam von dem Stadtpfarrer aus Pesth ein Schreiben an das hiesige Stadtgericht, er habe im Jahre 1811 oder 1812 auf seiner Reise durch Deutschland in Augsburg einen gewissen Pfarrer Winter kennen gelernt, und aus dessen Munde habe er zufällig die Worte gehört: Man kann ja das Kind wegschaffen, ohne es zu tödten. Dieser Winter wurde natürlich verhört, und sagte aus: er selbst wisse nichts Näheres von dem Kinde, aber eine gewisse Madame Valdon könne nähere Auskunft geben. Diese Frau wurde nun auf eine sonderbare Weise ausfindig gemacht. Zu einer gewissen Gräfin in Pesth kam ein Gerichtsdiener mit der Frage, ob sich nicht in ihrem Hause eine gewisse Madame Valdon aufhalte. Die Gräfin versicherte, sie kenne alle ihre Leute, und es sei Niemand dieses Namens bei ihr, worauf sich die Gerichtsperson bescheiden zurückzog. Bei Tische Mittags erzählt die Gräfin die Sache ganz unbefangen im Beisein des Hofmeisters und der Gouvernante ihrer Kinder, worauf die letzte in Ohnmacht gesunken und wahnsinnig geworden seyn soll, ob in der That oder verstellt, konnte noch nicht ausgemittelt werden. Diese Frau war unter dem veränderten Namen Bonval in diesem Hause seit längerer Zeit in Diensten. Die Sache machte großes Aufsehen. An andern Orten erklärte man die Anzeige des Geistlichen für eine Privat-Rache.

Die Untersuchung wegen Hausers Herkunft soll sehr

lebhaft betrieben werden, und man will Spuren haben, die zu der Vermuthung berechtigen, er sei aus fürstlichem Geblüte. —

Geschrieben aus Wien.

In Ofen befindet sich bei dem dortigen Tavernicus, Grafen von Palffy, eine Gouvernante, Madame Dalbon. Diese Frau soll früher ebenfalls als Gouvernante bei einem Gutsbesitzer nahe bei Nürnberg angestellt und in freundschaftlicher Verbindung mit dem dortigen Pfarrer gewesen seyn. Ein Freund des Pfarrers, Herr M — r, damals Theolog, hörte einst, als er den Pfarrer besuchte, folgende von Madame Dalbon gesprochene Worte im Vorzimmer: Aber um Gotteswillen, was soll denn endlich aus diesem Kinde werden? Ewig kann es doch nicht eingesperrt bleiben. — In diesem Augenblicke bemerkte man den eingetretenen Freund M — r, und beschwor ihn, wenn ihm sein eigenes und das Glück dreier Menschen am Herzen liege, nicht mehr weiter über das eben Gehörte nachzuforschen, und keinen fernern Gebrauch davon zu machen; welches M — r auch feierlich versicherte. Nach mehreren Jahren betrat dieser M — r die österreichischen Staaten, ging zur katholischen Religion über, kam nach Pesth, und wurde in einem dortigen Hause Erzieher. Bei einem Besuche, welchen er mit seinen Zöglingen in dem Hause einer Dame machte, traf er auch Madame Dalbon, welche in einem andern hohen Hause als Gouvernante angestellt war. Die bei Nürnberg erlebte Geschichte fiel ihm in diesem Au-

genblicke wieder ein. Dazu kam, daß alle Zeitungen damals von Kaspar Hauser sprachen. Zeit und Ort stimmten, und dem M—r drängte sich die Idee auf, daß die vormals gehörten Worte Bezug auf diesen Unglücklichen haben könnten. Er soll hierauf nach Nürnberg an den dortigen Magistrat geschrieben und diesem seine Zweifel und Muthmaßungen mitgetheilt haben. Vor einigen Wochen nun erschien ein Ansuchen des Nürnberger Magistrats an den Ofener Magistrat, eine Madame Dalbon, welche gegenwärtig in Ofen bei dem Tavernicus, Grafen von Palffy, als Gouvernante in den Diensten stand, in Verhör zu ziehen. Der Ofener Magistrat übergab das Schreiben dem benannten Grafen, und dieser nahm mit der Dalbon ein Zimmerverhör vor. Im ersten Augenblicke war diese so betroffen, daß sie auf ihre Knie stürzte, und den Grafen um Gotteswillen bat, sie nicht unglücklich zu machen, und auf das Schaffot zu bringen. Weiter konnte der Graf nichts von ihr herausbringen; sie schwieg hartnäckig auf alle an sie gerichteten Fragen, und wurde von einem wahnsinnähnlichen Zustande befallen. Man brachte sie zu den Elisabethinerinnen und später in das Rochus-Spital. Man beobachtete sie auf das Genaueste, konnte aber aus ihren verwirrten Aeußerungen nicht das Geringste entnehmen, was nähern Aufschluß hätte geben können. —

In mehreren Monaten darauf läßt endlich ihre Geisteszerrüttung nach, und macht wieder einem Zusammenhange Raum. Dieses wurde dann nach Nürnberg und von dort nach Ansbach berichtet, von wo aus dann im

Anfang 1832 ein Gendarmerie-Offizier auf Befehl der dortigen Regierung und mit Zustimmung des Lord Stanhope (der sich damals in Ansbach befand, und welcher die Unkösten davon allein getragen) dahin zur Untersuchung der Sache gesandt wurde. Diese Untersuchung ist aber so ausgefallen, daß der Schleier, welcher zwar schon etwas gelüftet gewesen, dann erst recht dicht zugedeckt wurde, und die Aeußerung darüber war, daß in Ungarn gar nichts für Kaspar zu suchen oder zu hoffen sei.“ —

Alles dieses vorhergehend Geschriebene so wie Gesprochene nebst den vielen Verhören, welche in dieser Zeit vorgenommen worden sind, geschah im Jahre 1830; nach diesem wurde es von der ganzen Sache ziemlich still, und Niemand bekümmerte sich weiter darum.

Kaspar Hauser kam aus dem Hause des Magistratsraths Biberbach zu seinem Vormunde, dem Herrn von Tucher, welcher den Sommer durch in seinem Garten vor der Stadt wohnte, und wo es für Kaspar viel gesünder war, als in der verschlossenen Stadt; dieser behielt aber seine zwei Wächter noch immer sowohl im Hause als bei seinen Ausgängen bei sich, frequentirte seine Lehrstunden fleißig, und befand sich ganz wohl. Auch in der Stadt war Alles ruhig und um die Sache unbekümmert, bis zum Ende Mai 1831, wo der Lord Stanhope auf einmal wie aus den Wolken gefallen erschien.

Seine Ankunft in Nürnberg machte großes Aufsehen in allen gebildeten Gesellschaften, in allen Gast- und Wirthshäusern, sogar unter der gemeinen Klasse Menschen

auf den Strässen wurde erzählt, es wäre ein reicher englischer Graf hier, der den Kaspar Hauser als seinen Sohn adoptiren und mit sich nach England nehmen wolle. Die Veranlassung zu diesem Gerücht war, weil Lord Stanhope gleich bei seiner Ankunft in dem Gasthause zum wilden Mann sich nach dem lieben, verlassenen Jüngling sehr theilnehmend erkundigte, und denselben zu sehen und zu sprechen wünschte. — Als er darauf berichtiget wurde, daß dieses durch den Herrn Bürgermeister ohne Anstand geschehen kann: begab sich der Lord sehr bald dahin, und trug demselben seinen Wunsch vor. Sogleich wurde Kaspar geholt und ihm vorgestellt. Stanhope zeigte sich sehr liebreich, herablassend und freundschaftlich gegen Kaspar, bat den Herrn Bürgermeister, zu erlauben, daß ihn Kaspar besuchen dürfte, welches auch gleich den zweiten Tag erfüllt wurde. Der Graf Stanhope (denn so ließ er sich dießmal tituliren, wiewohl er bei seiner frühern Anwesenheit in Nürnberg nur Se. Herrlichkeit Lord Stanhope genannt worden ist) beschenkte den Kaspar sehr nobel mit einer goldenen Uhr, einem Etui nebst mehrern andern Kleinigkeiten; er stellte sich völlig verliebt in diesen Jüngling, äußerte, daß er ihn als seinen Sohn haben und mit sich nehmen möchte. Diesen Antrag machte er auch an den Magistrat, mit dem Beisatze, daß er den Kaspar adoptiren wolle; allein der Magistrat äußerte, daß dieß erst in Pleno vorgetragen werden müsse, wozu auch die Gemeinde-Bevollmächtigten eingeladen würden. Das Votum ging darauf aus, wenn sich der Graf legiti-

niren könne, daß er hinlängliches Vermögen besitze, wodurch er Kaspar auf Zeitlebens glücklich machen könnte, so soll dann sein Begehren erfüllt werden.

Lord Stanhope hinterließ 500 fl. zu Kaspars Erziehung bei dem Magistrat, und reiste mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen, ab. Den 4ten September kam er dann wieder zurück, und brachte enorme Creditbriefe mit, durch welche er dann sein großes Vermögen beweisen wollte.

Die Behörde wie auch mehrere Andere verehrten ihn dann wie ein Götzenbild, weil sie ihn für Kaspars größten Wohlthäter hielten (welches er aber nicht war); man hätte glauben sollen, er sei ein Millionär.

Kaspar brachte dann seine meiste Zeit bei ihm zu, speiste oft da, und Beide gingen miteinander Arm in Arm spazieren, nur von einem Polizeidiener, und das von Weitem, begleitet. Doch die Uebergabe des Kaspar an Stanhope verlängerte sich; in Geheim aber wurden von Jemanden die Handlungen des Britten beobachtet, auch erkundigte man sich seinetwegen besser, und erfuhr, daß er nichts weniger als so reich sei, auch daß er Frau und Söhne hatte, daher auch keinen Fremdling adoptiren konnte. Dieß wurde durch denselben dem Herrn v. Tucher als Vormund Hausers eröffnet, auf dessen Anrathen auch dem Herrn Bürgermeister, aber keiner wollte dieses glauben, oder davon eine Notiz nehmen. — Die großen Creditiv-Briefe waren nicht sein Eigenthum, sondern von Jenen ihm anvertraut, denen er den Kaspar in die Hände hätte liefern

sollen. — Da sich jedoch die Sache in Nürnberg nicht recht machen wollte, sein langer Aufenthalt viel kostete, und doch zu seinem Ziele nicht gelangte, so wandte er sich an den Herrn Appellationsgerichts-Präsidenten v. Feuerbach, stellte diesem vor, wie der arme Jüngling in Nürnberg höchst unzufrieden seyn müsse, indem er sich täglich an sein trauriges Schicksal erinnere, und dazu das Unangenehme, immer die zwei Wächter um sich zu sehen, habe (denn zuletzt hat Kaspar wieder zwei Polizeidiener bei sich gehabt), welches dem Lord sehr unangenehm war, und er deßwegen den Herrn von Feuerbach dazu bewogen, den Hauser mit nach Ansbach zu nehmen, auf dessen Verlangen dann der Magistrat von Nürnberg den Kaspar verabfolgte, ohne sich jedoch von ihm freizusprechen. Nun glaubte Lord Stanhope sein Ziel erreicht zu haben, und die Reise mit Kaspar recht bald antreten zu können.

Sein Aufenthalt in Nürnberg dauerte volle 3 Monate; ob aus Liebe zu Hauser oder aus andern wichtigen Interessen er sich so lange da verweilte, da er ohne alle Beschäftigung war, ist noch nicht ermittelt, auf jeden Fall mußte er einen sehr wichtigen Grund haben, besonders da er in einem Gasthause, in welchem die mit den Posteilwägen kommenden Fremden nur eine Nacht bleiben, so lange Zeit und so zurückgezogen und verborgen sich aufhielt, daß er nicht einmal seine Landsleute, welche mehrere im bayerischen Hof und rothen Roß wohnten, noch jemand Andern besuchte, und sich nur auf den Umgang mit Kaspar Hauser, des-

sen paar Bekannten und einigen Magistrats-Herren beschränkte.

Den 1ten Dezember trat er nun mit Hauser seine Reise nach Ansbach an, woselbst er im Gasthofe zum Stern einlogirte. — Hier wurden ihm nun von Mehreren Vorstellungen gemacht, und er auch befragt, wie er dem Hauser, der noch keine Begriffe von Gott und Religion habe, und doch auch zu einer Gemeinde gehören soll, Solches beibringen wolle, worauf er sich entschloß, Hauser in die Lehre und Pflege des Schullehrer Maier zu geben. Unterricht in der Religion erhielt Hauser durch Herrn Pfarrer Fuhrmann, der ihn auch später confirmirte. Zugleich war Kaspar unter die Oberaufsicht des Herrn Gendarmerie-Lieutenant Hickel gestellt, welcher ihm einen altgedienten Soldaten zu seinem Begleiter bei seinen Ausgängen mitgab.

Hauser wurde in Ansbach sehr gut aufgenommen, und erwarb sich durch seinen Fleiß und Betragen, so wie durch sein merkwürdiges Schicksal sehr viele und hohe Gönner, und hatte an dem Herrn Präsidenten von Feuerbach die größte Stütze.

Es haben sich wohl Mehrere über das leichte Weggeben des Nürnberger Adoptivsohnes an Lord Stanhope beklagt, wie unter Andern auch Herr Rath Schmidt von Lübeck folgendermaßen:

„Mit dem Anfange des Jahres 1832 hat im Leben Hausers eine neue Epoche begonnen. Die Stadt Nürnberg, welche ihn öffentlich für ihren Adoptivsohn erklärt

hatte, mit dem Hinzufügen, ihn an Niemand auszuliefern, der nicht den vollen Beweis legitimer Ansprüche an ihn führen würde, hat sich dennoch veranlaßt gefunden, ihren Adoptivsohn als Pflegesohn dem Brittischen Lord Stanhope zu überantworten. Ueber Veranlassung und nähere Umstände dieses Ereignisses ist bis jetzt nichts bekannt geworden. Nach einer Aeußerung in Feuerbachs Schrift, pag. 144, der einzigen Stelle in derselben, außer der Dedikation, wo Desselben Erwähnung geschieht, hat der Lord Stanhope ihn aus Großmuth zu sich genommen, um ihn von einer unangemessenen Behandlungsweise in Nürnberg zu erlösen. Geläugnet mag es allerdings nicht werden, daß sich nicht allein in dem Untersuchungsverfahren von Seiten der dortigen Polizei, sondern auch in der Art und Weise, wie Hauser körperlich und geistig behandelt worden, Mißgriffe zu bedauern sind. Ob dieß der alleinige Grund sei, oder ob noch andere Gründe ihn dazu bewogen haben, müssen wir dahin gestellt seyn lassen."

Hieraus ist nun zu ersehen, daß schon damals der Herr Rath Schmidt von Lübeck Zweifel in die Großmuth Stanhope's setzte, indem dieser vermöge seiner Abstammung nicht so viel Vermögen zur eigenen Disposition haben kann, um zu seiner Familie noch einen Fremdling als seinen Sohn zu adoptiren und glücklich zu machen. — Zugleich äußert sich eine Sachsenzeitung Nr. 29 vom 3ten Februar 1832, wie folgt: „Das Kind von Europa, Herr Kaspar Hauser, ist vom Nürnberger Magistrate einem brittischen Sonderlinge verabfolgt worden, welcher vor eini-

gen Jahren in Dresden ein neues deutsches Gesangbuch herausgegeben!" —

Hätte Lord Stanhope in England ein so großes Vermögen, wie er vorgibt, so brauchte er nicht in Deutschland Gesangbücher herauszugeben, um sich Geld zu verdienen. —

Der Lord Stanhope verweilte dann noch eine längere Zeit in Ansbach; Kaspar wurde auch von ihm liebreich und freundschaftlich behandelt, lebte in der sichern Hoffnung, daß, sobald er Mehreres gelernt, und besser ausgebildet wäre, denselben nach England begleiten, dort durch ihn sein Schicksal verbessert, dann in einen selbstständigen und brauchbaren Stand versetzt würde, und ein Glied der menschlichen Gesellschaft seyn könnte. —

Der Herr Oberlieutenant Hickel reiste im Februar 1832 zu der Untersuchung, welche mit der Gouvernante Dalbon vorgenommen wurde, nach Ungarn ab. Ueber diese Untersuchung äußerte sich Lord Stanhope gegen den Herrn Hickel in seinem Brief de dato München den 10ten Februar 1834 Folgendes: „Diese Untersuchung, welche Sie im Februar 1832 anfingen und mit einer Genauigkeit und Geschicklichkeit führten, die nicht genug zu loben war, lieferte die ganz gültigen, gründlichen Beweise, daß, wie der Präsident von Feuerbach selbst sagte, in Ungarn gar nichts für Kaspar zu suchen oder zu hoffen sei. Ich bekam am 23ten Mai einen sehr ausführlichen Bericht, den Sie mir darüber erstatteten, und der mit voller Gewißheit zeigte, daß alle die anscheinenden Rückerinnerungen von Kaspar

Hauser nichts als Irrwische waren. Das Schloß, dessen Name er „so lange gesucht hatte," mußte ihm ganz fremd gewesen seyn, wie auch die Dame, die er für seine Mutter hielt, man wußte in der ganzen umherliegenden Gegend gar nichts von einem verschwundenen Kinde, und der ungarische Edelmann, der im Oktober v. J. nach Nürnberg kam, sagte, es wäre ihm und seinem Sohne augenscheinlich gewesen, daß Kaspar Hauser mit ihnen Komödie spielte, und sie hätten sehr oft darüber gelacht." —

Um diesen Satz aufzuklären, gehört nachstehende Begebenheit, welche sich noch, als Stanhope und Kaspar in Nürnberg waren, zugetragen hat, und von Lord Stanhope selbst so erzählt wird:

„Kaspar Hauser, der gewöhnlich auf seinen Spaziergängen nur einen Polizeisoldaten mit sich hatte, kam im Oktober 1831 einmal zu mir von zwei Polizeisoldaten begleitet, und als ich mich über die Ursache dieser Veränderung erkundigte, sagte er mir, daß drei Fremde, die man für Ungarn hielt, in Nürnberg angekommen wären, und daß sein Vormund ihm aus Vorsicht eine doppelte Wache gegeben hatte. Dieser Umstand mußte natürlicher Weise ihm den Gedanken beibringen, daß etwas Wichtiges von der Ankunft dieser so sehr gefürchteten Fremden zu erwarten wäre, und von ihren Aeußerungen, als er nachher zu ihnen geführt wurde.

Ich besuchte des Nachmittags seinen Vormund, der mir meldete, daß diese Ungarn bei dem Bürgermeister Binder gewesen waren, und ihn um die Erlaubniß gebe-

ten hatten, mit Kaspar Hauser zu sprechen. Er setzte hinzu, daß sie von dem Bürgermeister an ihn angewiesen wurden, und daß er ungefähr zu der Zeit, als ich ihn besuchte, sie bei sich erwartete. Da sie aber nicht kamen, und am folgenden Morgen abreisen wollten, so habe ich den Vormund zu überreden gesucht, sich in ihren Gasthof zu begeben, und zwar aus dem Grunde, weil sie vielleicht gute Absichten hätten und große Entdeckungen machen wollten, daß aber, wenn sie auf eine verdächtige Art sich benehmen sollten, so wäre es doch zu hoffen, daß man dadurch eine Spur zur weitern Nachforschung finden könnte. Er ging auch zu ihnen von einem ungarischen Herrn begleitet, der sich damals in Nürnberg aufhielt, und fand, daß diese drei Fremden ein ungarischer Edelmann, sein Sohn und sein Hofmeister waren, und daß sie den Wunsch hatten, Kaspar Hauser zu sprechen, um zu erfahren, ob er die slavische Sprache verstünde, die in einer Gegend gesprochen wird, wo die Gouvernante Dalbon einige Zeit zugebracht hatte, und die ihnen sehr gut bekannt war. Kaspar Hauser wurde herbeigeholt und verstund gar nicht slavisch; als man aber ihm in der ungarischen Sprache sagte, Istan geht nach —, ein Schloß, dessen Name ich, wie die Uebrigen, verschweige, um unschuldige Familien nicht zu beunruhigen —, wurde er nicht nur auf das heftigste angegriffen, sondern eigentlich erschüttert, und er sagte mit Bewegungen, die alle anderen übertraffen, welche man sonst an ihm bemerkt hatte, „ja, ja, das ist, was ich so lange gesucht habe.“ Man nannte ihm den Namen einer in der

Nähe des Schlosses wohnenden Familie, und er schrie mit Entsetzen, „das ist meine Mutter!" Seine Erschütterung war von der Art, daß man um seine Gesundheit besorgt war, und ihn unverzüglich nach Hause schickte." —

Wie kann der Lord Stanhope so fest behaupten, daß von Kaspar Hauser keine Spur in Ungarn zu finden sei, indem es sich deutlich zeigt, daß er in Slavonien erzogen worden ist, da er sich noch so deutlich der Wörter, welche ihm der Herr v. Pirch in dieser Sprache vorsagte, erinnerte, und in das Deutsche übersetzte. Hätten ihm die drei Ungarn einige einzelne Wörter in dieser Sprache vorgesagt, so würde er selbe vielleicht so gut wie die Pirchischen verstanden haben; aber eine zusammenhängende Rede konnte er nicht fassen. Wenn er als ein Kind von 3 bis 4 Jahren aus dieser Gegend weggekommen ist, wie konnte er bis zum 16ten oder 18ten Jahre sich dieser Sprache noch erinnern? Genug, daß er sich noch des Namens Istan erinnerte, wie auch des Schlosses und der Familie, welche in dessen Nähe wohnte, wo der Kaspar sagte, dieß wäre seine Mutter gewesen. — Diese war niemand Anderer, als die Dalbon, welche ihn aller Wahrscheinlichkeit nach als Kind nach Deutschland gebracht hat, sich selbst dann in der Nähe von Nürnberg bei einer Herrschaft als Gouvernante verdingte, von wo aus sie dann wieder nach Ungarn zurückgegangen ist. Auch der Mensch, welcher das Knäblein so lange Jahre eingesperrt hielt, wohnte in der Gegend von Nürnberg.

Der Lord äußert sich darüber sehr spitzig, daß Kaspar

den Namen des Schlosses so bald wieder vergessen habe; es mußte ihm dieses um so mehr lieb gewesen seyn, da er sich selbst äußerte, den Namen des Schlosses, wie die Uebrigen zu verschweigen, um unschuldige Familien nicht zu beunruhigen. — Wer hätte sie denn beunruhigt, wenn er es nicht gethan? Der Herr von Tucher oder der ungarische Herr, der mit diesem bei jenen Ungarn war, gewiß nicht; denn er hatte ja selbst die Benennung dessen erst von diesen Beiden erfahren. —

Er sagte weiter in seinem Briefe, man wußte in der ganzen umherliegenden Gegend gar nichts von einem verschwundenen Kinde. — Wer hatte je, seitdem Kaspar zum Vorschein gekommen, gesagt, daß dieser oder ein Kind gesucht wurde, welches in Ungarn verschwunden sei? und von wem hatte er das gehört, daß der ungarische Edelmann im Oktober 1833 in Nürnberg war, da doch er selbst damals nicht dort, sondern, Gott weiß, wo in der Welt sich damals herumgeschlagen hat; und hat er das von Jemanden gehört, daß dieser Edelmann sagte, es wäre ihm und seinem Sohne augenscheinlich gewesen, daß Kaspar Hauser mit ihnen Komödie spielte, und sie hätten sehr oft darüber gelacht? — Warum nannte er Denjenigen nicht, der ihm das gesagt hat, da er doch so viele Polizeidiener, Schuster, Kutscher und Fabrikarbeiter nannte, die ihm Verschiedenes von Kaspar erzählt haben? Gewiß weiß er Niemanden, und diese Anekdote hat er selbst geschmiedet. —

Der Präsident von Feuerbach wurde durch die Untersuchung in Ungarn gänzlich irregeführt; denn die ver-

schmitzte Dalbon wurde vermuthlich in dem Irrenhause hinlänglich unterrichtet, was sie reden soll, hat auch dadurch Alle hinter's Licht geführt, die Sache auf einen andern Weg geleitet, und sich selbst dadurch aus allen Verlegenheiten geholfen. Man bürdete die Sache einem hohen Manne aus einem hohen fürstlichen Haus auf, und daher wurde über alles dieß Stillschweigen beobachtet.

Nach diesem Allen hat erst der Präsident von Feuerbach seine etwas hoch gespannte Aeußerung gegründet, wie folgt:

„Wenn nun aber die Neu- oder Wißbegier des Lesers noch mehr von mir zu vernehmen wünscht; wenn er mich nach den Ergebnissen der gepflogenen gerichtlichen Untersuchung fragt; wenn er gerne wissen möchte, nach welchen Richtungen hin jene Spuren geführt haben, an welchen Orten die Wünschelruthe wirklich angeschlagen hat, und was dann weiter geschehen und erfolgt sei: so bin ich im Falle, antworten zu müssen, daß, nach den Gesetzen, wie nach der Natur der Sache, ich dem Schriftsteller nicht erlauben darf, öffentlich von Dingen zu reden, welche vor der Hand nur noch dem Staatsbeamten zu wissen oder zu vermuthen erlaubt sind. Uebrigens darf ich die Versicherung aussprechen, daß die forschende Justiz, unter Anwendung aller ihr zu Gebote stehenden Mittel, selbst der außergewöhnlichsten, ihre Pflichten eben so rastlos als rücksichtslos zu erfüllen, nicht ohne allen Erfolg, bemüht gewesen ist.

Allein dem Arme der bürgerlichen Gerechtigkeit sind nicht alle Fernen, noch alle Höhen und Tiefen erreichbar,

und bezüglich mancher Orte, hinter welchen sie den Riesen eines solchen Verbrechens zu suchen Gründe hat, müßte sie, um bis zu ihm vorzudringen, über Josua's Schlachthörner, oder wenigstens über Oberon's Horn gebieten können, um die mit Flegeln bewehrten hochgewaltigen Kolossen, die vor goldenen Burgthoren Wache stehen, und so hageldicht dreschen, daß zwischen Schlag und Schlag sich unzerknickt kein Lichtstrahl drängen mag — für einige Zeit in ohnmächtige Ruhe zu bannen.

Doch was verübt' die schwarze Mitternacht
Wird endlich, wenn es tagt, an's Sonnenlicht
gebracht." —

Der sogenannte Kaspar Hauser gehört wohl zu einer vornehmen Familie, ist aber deßwegen kein geborner Prinz, auch nicht von einem fürstlichen Throne verdrängt. Die Sache wird sich vielleicht doch in Bälde besser aufklären. —

Kaspars Lage war in Ansbach, so lange der Präsident von Feuerbach lebte, erträglich; denn dieser suchte ihn noch immer aufrecht zu erhalten, gegen alle Beleidigungen und Kränkungen zu schützen, und ihm auch gute Freunde und Gönner zu erhalten. Nach seinem Tode aber hatte sich manches geändert. Der Lord reiste ab, mit der Sicherheit, daß diese Sache durch die Untersuchung in Ungarn gänzlich unterdrückt seyn wird. Die Herren Hickel und Mayer waren von Stanhope beauftragt, wie sie

sich gegen Kaspar zu benehmen haben, und dieser unglückliche Jüngling wurde von diesen Beiden wie ein Schuljunge ganz despotisch gehalten, und zuweilen gar mißhandelt. Man suchte bei ihm die Meinung, welche man ihm in Nürnberg beigebracht, daß er aus einer vornehmen Familie stamme, zu vertilgen, ihn allein auf die Gnade und Wohlthaten des Lord Stanhope zu verweisen.

Kaspar Hauser wurde confirmirt, und der evangelischen Gemeinde einverleibt, arbeitete dann in einem Bureau in der Kammer, wohin ihn schon der Herr Präsident von Feuerbach vor seinem Tode brachte. Mit Sehnsucht erwartete dieser die Ankunft des Lords, von welchem er die Entscheidung seines weitern Schicksals hoffte, der öfters geschrieben, und ein baldiges Eintreffen in Ansbach versprach, welches Nachstehendes bezeugt:

Das Frankfurter Journal enthält zur Wiederlegung verschiedener über Kaspar Hauser verbreiteten unrichtigen Nachrichten in öffentlichen Blättern, das nachstehende Schreiben des Lord Stanhope aus Chevenig bei London vom 16ten April 1833, welches Schreiben dem genannten Blatte zufolge aus ganz zuverlässiger Hand kommt: „Haben Sie die Güte, Kaspar herzlich von mir zu grüßen, und ihm zu melden, daß ich nach vierzehn Tagen abzureisen gedenke, und daß man also keine Briefe hieher schicken soll. Meine Adresse wird vermuthlich seyn: „Baden bei Rastadt," und ich werde sie ihm mittheilen, wenn ich sie mit Bestimmtheit weiß." — Für Pflege, Unterhalt und sittliche Erziehung Kaspars zu Ansbach, für Aufsicht ꝛc. fügt das

Frankfurter Journal bei, hat der Lord unausgesetzt gesorgt; er hat mit ihm fortwährend einen innigen Briefwechsel unterhalten, und hat eine für alle Bedürfnisse desselben vollkommene hinreichende Geldsumme Monatweise auf das Pünktlichste entrichten lassen. Des Lords dießmaliger Aufenthalt in Deutschland wird von ihm höchst wahrscheinlich dazu benutzt werden, über eine den geistigen und körperlichen Verhältnissen des jungen Mannes angemessene lebenslängliche Versorgung desselben eine pflegväterliche definitive Bestimmung zu treffen.

Das Erfüllen jenes Versprechens der baldigen Ankunft blieb jedoch noch einige Monate unerfüllt; bis im Oktober 1833 wurde dasselbe wieder erneuert, mit dem Beisatze, Kaspar soll ein anständiges möblirtes Logis für ihn (den Lord) in einem Privathause miethen. Dieses wurde pünktlich befolgt, und schon 3 Wochen vor dem verübten Morde war es, stündlich zu beziehen, in Stand gesetzt. Der Lord hatte sich aber noch immer irgendwo im Oesterreichischen oder an der bayerischen Gränze aufgehalten, bis er dann nach Regensburg kam, wo ihm durch die Zeitung bekannt wurde, daß Kaspar ermordet, und auch schon wirklich todt sei.

Kaspar Hauser starb den 17ten Dezember 1833, und wurde den 20sten beerdigt; den 22sten kam der Lord Stanhope an, äußerte sich, er habe schon in Regensburg dessen Tod vernommen, zeigte sich gänzlich verändert, schimpfte, und äußerte sehr anzügliche Reden über den Verstorbenen, schalt ihn einen Selbstmörder und Betrüger,

und benahm sich sehr auffallend in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes zu Ansbach; denn er traf den 25sten desselben Monats schon wieder in München ein, wo er in Folge einer Requisition aus Ansbach in der Sache von Kaspar Hauser eidlich vernommen wurde.

Ueber sein erstes Verhör vom 3ten Jänner 1834 äußerte sich Lord Stanhope in seinem Schreiben an den Oberlieutenant Hickel, de dato München den 10ten Februar 1834, was er bei dem Gerichte ausgesagt habe. — Sonderbar! dieser wird ja gewiß schon Alles von ihm mündlich vernommen haben, da sie alle beide mehrere Tage in dieser Zeit beisammen in einem und demselben Gasthause, im goldenen Hahn in München, logirten. — Der Lord hatte sechs Verhöre zu München bestanden, sich aber durch seine Geschicklichkeit aus Allem recht gut herausgeholfen, wo er sich dann ohngeachtet manches schiefen Blickes und zweideutigen Rede, welches ihm von Manchem zu Theil wurde, bis den 24sten Februar aufgehalten hat. Von München aus wurde die Reise über Augsburg nach Nürnberg gemacht, wo er den 2ten März eintraf, sich in das Anzeigeblatt einsetzen ließ als „Graf von Stanhope mit Dienerschaft von London.“ — Diese erbärmliche Prahlerei! Er hatte Niemand andern, als seinen gewöhnlichen Diener bei sich, dem er den Titel „Kammerdiener“ gab, und einen ganz unbedeutenden Kutscher, zwei alte Pferde und einen Wagen, mit welchen zu fahren sich jeder Fürther Fiaker geschämt haben würde. Er wohnte wieder in seinem gewöhnlichen Gasthause, jetzt Wittelsbacher-Hof

genannt, ließ dahin verschiedene Leute zu sich bestellen, als mehrere Polizeidiener, zwei Schuhmacher, Kutscher, Fabrikarbeiter u. dgl., bewirthete selbe mit Wein, schenkte selbst ein, damit diese Leute seiner Herablassenheit schmeicheln sollten; Mancher wurde auch beschenkt. Er fragte sie um Verschiedenes wegen Kaspar aus, ließ sich diese Aussagen nach seinem Gutachten geben, setzte Alles zu Papier, und reiste dann vergnügt über diesen Schatz, welchen er sich gesammelt hatte, in wenigen Tagen von Nürnberg ab, schrieb dann im Auslande seine famösen Briefe, über deren einfältigen Inhalt, durch welchen sich seine Bosheit, Rachgier, Unverschämtheit, Schwäche und Unverstand deutlich zeigt, und worüber jeder vernünftige, billigdenkende und redliche Mensch sich ärgern, wie auch lachen muß. — Jetzt sitzt er in London, weil in Deutschland sein Credit ziemlich gesunken ist.

Wie auffallend ist es für die Menschheit, wenn sich ein Cavalier, der sich Pair von England nennen läßt, mit einem solchen Charakter sich solche Schmutzerei zu Schulden kommen läßt. Früher hatte er dem Jüngling sehr geschmeichelt, so lange er durch ihn einen großen Nutzen hoffte; nun aber die Sache nicht nach Wunsch ausgefallen ist, die Pläne zu Wasser geworden sind, und durch seinen Tod alle weitere Geschäfte aufgehört haben: jetzt raubt dieser so vornehme Mann einem unschuldigen Jungen und schon früher bedaurungswürdigen Menschen noch im Grabe die Ehre, erklärt ihn zum Selbstmörder und Betrüger, da er doch besser überzeugt ist, daß sich die Sache ganz anders verhält.

Vielleicht hätte der Lord Stanhope nicht so gehandelt, hätte er nicht gleich nach seiner Ankunft in Ansbach, wo er über diesen Vorfall noch ganz in Verwirrung war, die verläumderische Rede des gewesenen Herrn Geheimrathes Ritter von Lang, welcher schon am Grabe des unglücklichen Jünglings mehrere schändliche Aeußerungen sich erlaubte, und ihn als Betrüger und Selbstmörder erklärte, vernommen, und wäre, da er schon früher mit diesem bekannt war, und ihn auch mündlich gesprochen hatte, durch dessen wahrscheinliche Ueberredung zu solchen Aeußerungen verleitet worden.

Die Aeußerungen des Ritter von Lang sind in folgendem Artikel enthalten:

Das Conversationsblatt für Deutschland und Bayern vom 26sten Januar enthält folgenden Aufsatz von der Pegnitz, im Januar. Die Brockhaus'schen Blätter für literarische Unterhaltung haben einen, angeblich vom geheimen Rathe Ritter von Lang verfaßten Artikel über Kaspar Hauser und sein tragisches Ende in's Publikum gebracht, der aus lauter unrichtigen Thatsachen und aller Begründung ermangelnden Konjekturen zusammengesetzt, einer öffentlichen Beleuchtung um so mehr bedürfen dürfte, als darin der bedauernswerthe Jüngling, der durch seine räthselhaften Schicksale die Sympathie nicht nur von Deutschland, sondern des größten Theils von Europa erregte, nach kaum erfolgter Einsenkung in das frühe Grab mit augenscheinlicher Leidenschaftlichkeit als Lügner, Betrüger und Selbstmörder öffentlich gebrandmarkt werden will. Gleich im An-

fange des berührten Artikels heißt es: „Alle seine (Hausers) Aussagen, daß ihn ein fremder Mann zu einem Spaziergange im Hofgarten eingeladen, daß er ihm dort am Utz'schen Denkmale einen seidenen Beutel mit einem Schreiben übergeben, und als er, Hauser, denselben öffnen wollte, ihn mit einem Dolch in die Brust gestossen, haben sich bei der Untersuchung als falsch und erdichtet erwiesen." Woher nur der geheime Rath das wissen mag? Mittheilungen aus Criminalakten werden bei uns, wie jedem Rechtskandidaten zur Genüge bekannt ist, im Laufe der Untersuchung Niemanden (sogar berühmten Historikern und quieszirenden geheimen Räthen) nicht gemacht. Ob also die Untersuchung zur Zeit überhaupt etwas, oder was sie erwiesen habe, darüber weiß Herr von Lang nichts, er kann gar nichts darüber wissen. Soll aber ein Schluß vom Bekannten auf's Unbekannte hier zuläßig erscheinen, so dürfte der Umstand, daß Se. Majestät der König Sich neuerdings bewogen fanden, eine Prämie von zehntausend Gulden für die Entdeckung des Mörders auszusetzen, wohl eher zu der Vermuthung berechtigen, daß die ersten Resultate der Untersuchung den Thatbestand eines an Hauser verübten Mordes wenigstens höchst wahrscheinlich gemacht haben. Es gibt demnach diese erste Behauptung des Herrn von Lang den Maßstab zur Beurtheilung und Würdigung der Uebrigen. Der Herr geheime Rath fährt in seiner Relation fort: „Nirgend ist bisher von einem Fremden in der beschriebenen Art, groß, im blauen Mantel, in Spornen, mit Schnurr- und Backenbart eine Spur auszukundschaften

gewesen; eidlich vernommene Zeugen haben den Hauser, der übrigens zu einem solchen Ausgange nicht einmal befugt (?) war, allein und ohne Begleitung in den Hofgarten herein, auf das Monument sich zuwenden, und von da auch allein unbegleitet und unverfolgt (!) herausgehen sehen, so wie man auch in dem damals mit Schnee bedeckten Land am Monument, wo der Angriff geschehen seyn soll, einzig und allein die Spuren der Hauser'schen Fußtritte aber sonst keines Fremden gefunden hat.“ In diesen Angaben drängt eine Unwahrheit die andere. Wir wissen so wenig als Herr von Lang, was eidlich vernommene Zeugen ausgesagt; aber wir haben von sehr glaubwürdigen Personen vernommen, daß ein, dem von Hauser beschriebenen ganz ähnlicher Fremder, am Tage der Ermordung des Erstern im Hofgarten bemerkt wurde. Daß man Hauser unbegleitet und unverfolgt in und aus dem Garten gehen sah, nimmt uns nicht Wunder. Auch ohne den Scharfsinn des berühmten Hammelburger Reisenden zu besitzen, können wir uns allenfalls erklären, warum der Mörder es vorzog, sein Opfer in den Hofgarten bestellen zu lassen, statt es selbst dahin zu führen, und warum er den tödtlich Verwundeten nicht zurückbegleitete, oder bis in die Stadt verfolgte. Wodurch der Herr Ritter zu der sonderbaren Aeußerung: „daß Hauser zu einem solchen Ausgange nicht einmal befugt war“ sich veranlaßt fand, ist nicht wohl abzusehen.

Die Aufsicht, unter der Hauser stand, hatte eine vernünftige Leitung und richtige, naturgemäße Entwicklung

seiner physischen und geistigen Kräfte, wie auch die möglichste Sicherstellung seiner Person, nicht aber jene Beschränkung der persönlichen Freiheit zum Zwecke, die ihn für jeden, am hellen Tage außer dem Hause gethanen Schritt verantwortlich gemacht hätte. Der „Schnee," von dem Herr von Lang oben spricht, hatte zur Zeit, als die That ruchbar ward, bereits das Schicksal der meisten sublimen Konjekturen des Herrn geheimen Raths gehabt; er war nämlich zu Wasser geworden; auf dem weichen nassen Boden aber soll (wie wir aus vollkommen unverdächtiger Quelle erfahren) das gleich nach erfolgter Heimkehr Hausers zur Aufsuchung des, den Brief enthaltenden Beutels abgeschickte Individuum nächst dem Monument, wo der Angriff geschehen seyn soll, deutlich die „Fußstapfen von mehr als einer Person" erkannt haben. Wenn der Herr geheime Rath, in dem auf dem genannten Platze gefundenen Briefe, die Handschrift und den Styl Hausers erkannt haben will, so fragen wir nur, ob ihm das Original dieses Briefes denn zu Gesicht gekommen, und auf welche Weise?

In dem nun folgenden Theile des Aufsatzes, worin Herr von Lang von der Wunde und der muthmaßlichen Art, wie sie verursacht worden, spricht, hat der geheime Rath einen Beweis geliefert, wie ein gelehrter Historiker in der Kunst des Hippokrates doch so ziemlich unwissend seyn könne. Er äußert sich hierüber also: „Die Wunde selbst, von der Höhe in die Tiefe gehend, am Herzbeutel leise (?) vorbeistreifend in den Magen, diesen mit einem unmerklichen (?) Stiche durchdringend (und dann ??) in die ungewöhn-

lich breite Leber, war so beschaffen, daß man eher anneh- men sollte, es habe sich Jemand dieselbe in gebückter Stel- lung langsam selbst beigebracht, als daß die kräftige Hand eines gegenüberstehenden Gegners dem Dolche eine solche Richtung hätte geben sollen."

Was wir von einem in dieser Hinsicht vollkommen kompetenten Manne vom Fach vernehmen konnten, lautet dagegen so: „Da das Mordinstrument sich durch die Klei- der Hausers noch einen 4 Zoll langen Weg (durch die allgemeinen Bedeckungen und die Interkostalmuskeln in die Brusthöhle den Herzbeutel mit Verletzung der Spitze des Herzens durchschneidend, dann in die Höhle des Unterlei- bes, durch den fleischigen Theil des Zwerchfelles und den linken Leberlappen noch die eine Wand des Magens durch- dringend) bahnte, und die Wunde eine schiefe Richtung von Außen nach Innen von der linken zur rechten Seite, und von Oben nach Unten hatte; so muß der Stoß eben so rasch als kräftig geführt worden seyn, und die Vermu- thung eines Selbstmordes kann um so weniger Platz grei- fen, als die Richtung, wie sie bei der Wunde Hausers gefunden ward, von ihm selbst nur mittelst einer sehr ge- zwungenen und in einem rechten Winkel gebogenen Stellung des linken Armes, die dann zugleich jede kräftige und sichere Bewegung gehemmt haben würde, und selbst so in hundert Fällen kaum einmal in der beschriebenen Art und Weise hätte zu Stande gebracht werden können." Was nun die geistreiche Supposition des Herrn von Lang betrifft: „daß Hauser das Publikum mit einer muthwillig (?) ersonnenen

Mordgeschichte äffen wollte, aber sein Instrument schlecht geleitet habe," so erscheint diese Vermuthung, wenn wir die verwundete Stelle, welche wohl auch Hauser als den Sitz der edelsten Organe kannte, die Größe und Tiefe der Wunde selbst, und den Umstand berücksichtigen, daß der Stoß durch die ganze Bekleidung, Rock, Weste ꝛc. geführt wurde, das Mordinstrument selbst aber sich nirgends gefunden hat, unserm gewöhnlichen Menschenverstande als so sublim, daß wir mit Wallenstein ausrufen möchten:

„Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheidt,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen."

Will man des Obenangeführten ungeachtet doch annehmen, daß Hauser sich die tödtliche Wunde selbst beigebracht; so wird man wenigstens zugeben müssen, daß ein sehr fester und kühn ausgeführter Vorsatz zum Selbstmorde bei ihm vorhanden gewesen seyn müsse. Wodurch aber sollte dieser erzeugt worden seyn? Hauser fand sich ganz wohl in seinen letzten Verhältnissen, er erfreute sich vielfältiger Theilnahme, seine Zukunft war gesichert, kein Umstand, der eine ungünstige Veränderung seiner Lage befürchten ließ, war eingetreten; drei Tage vor seinem Tode war er noch auf einem Balle gegenwärtig, wo er sich sehr heiter und kindlich unbefangen wie immer zeigte. Noch einen Tag später versichern glaubwürdige Personen aus seinem Munde gehört zu haben, „daß er gern Offizier werden möchte, wenn es keinen Krieg gebe, aber er habe erst seit fünf Jahren ange-

fangen und wünsche deßhalb noch länger zu leben." — Die Vermuthung des Herrn von Lang, „daß Hausers Gemüth unter der Last der bisherigen argen Lügen erlegen sei," kann daher um so weniger auf objektive Glaubwürdigkeit irgend Anspruch machen, als über seine frühern Schicksale noch immer nichts Zuverlässiges bekannt ist, und eben so wenig irgend eine Thatsache den Vorwurf geflissentlicher Täuschung bis jetzt auch nur einigermassen gerechtfertigt hat. Aber Herr von Lang behauptet: „Hausers bei der Sektion völlig normalmäßig befundener Körperbau habe das Vorgeben, lange in einer Höhle als Gefangener gelebt zu haben, als eine absolute Unmöglichkeit erkennen lassen." Einige Zeilen weiter oben beliebten der Herr geheime Rath von Hausers ungewöhnlich breiter Leber zu sprechen, eine solche scheint also nach Lang'schen Theorien zum völlig normalmäßigen Körperbau zu gehören. Männer vom Fache sind nicht ganz dieser erleuchteten Ansicht, sie behaupten vielmehr, „gerade diese ungewöhnliche große Leber liefere den wichtigsten Beleg für die langwierige, enge Einsperrung des Hauser, und zwar in sitzender Lage, was aus der Analogie von Thieren leicht nachgewiesen werden könne." — Herr von Lang berichtet: „Auch alte Impfnarben (sic!) hätten sich entdeckt." Wir glauben, es hätte nicht gerade der Sektion bedurft, um diese alten Narben zu entdecken; aber was sollen sie beweisen? daß Hauser sich selbst umgebracht habe, doch hoffentlich nicht? Der vortrefflichste Theil des ganzen Aufsatzes aber ist das „Dafürhalten" des Herrn geheimen Raths, nach welchem Hauser „der Knabe

eines Bettlerhausens (vortrefflich!) in Niederbayern gewesen seyn soll, den seine Eltern (der Hausen?) mit auf die Wallfahrten nach Altenötting 2c. herumgeschleppt — dafür spricht, wie Herr von Lang meint, seine Bettlertracht, in welcher er zu Nürnberg ankam, sein grober, jenen Gegenden von Bayern eigenthümlicher Dialekt, sein mitgebrachter Rosenkranz und seine gedruckten Gebete zur Jungfrau Maria in Altenötting u. s. w." Nie hat der große Historiker, der berühmte Regestenschreiber sich als Kritiker größer und scharfsinniger gezeigt als hier. In dem engen Raume dieses kleinen Aufsatzes hat er die nothwendigsten Eigenschaften eines Historiographen: die Unpartheilichkeit, die Wahrheitsliebe und die leidenschaftslose Darstellung der Thatsachen auf's neue glänzend bewiesen, und die Nachwelt wird aus der Art und Weise, wie er die unter seinen Augen stattgehabten Vorfälle ihr überliefert, auf den Werth seiner historischen Angaben den gerechten Schluß zu ziehen vermögen. Für sein zartes, wohlwollendes Gemüth zeigt die sinnige Leichenrede, die er in den Ausdrücken: „boshafter, lügnerischer, fauler und ungelehriger Junge," am Grabe eines jedenfalls Unglücklichen gehalten; und dem seinem Namen vorstehenden Prädikat eines Ritters entspricht vollkommen der ritterliche Muth, mit welchem er die Hammelburger Lanze gegen den schon einmal Erstochenen — vielleicht nicht ohne Nebenabsicht gegen dessen öffentlichen Vertreter (dem auch bereits verstorbenen Feuerbach, denn alter Haß und alte Liebe rosten nicht) also gegen zwei Leichen auf einmal eingelegt. — Schlüßlich wollen wir uns noch für den Fall,

daß Einer oder der Andere unserer günstigen Leser finden sollte, wir hätten die ernste Sache hie und da zu scurril behandelt, mit dem Ausspruche eines geistreichen Schriftstellers entschuldigen, welcher sagt: „Man müsse den geistigen wie den physischen Eckel unterdrücken: durch Salze."

Kaspar Hauser wurde durch die vielfältigen Begebenheiten, welche sich in der kurzen Zeit seines Lebens ergeben haben, und mehrfach erlittenes Unrecht, auch Verfolgungen, so gleichgültig, daß er gar nicht mehr den Wunsch äußerte, zu erfahren, wer seine Eltern waren. Er sagte zuweilen: Was nützte mir auch das, wenn ich wüßte, sie lebten vielleicht nicht mehr; wer weiß, welches Schicksal das ihrige war, daß ich in fremde Hände gefallen bin. Gott helfe mir nur so weit, daß ich durch meinen Pflegevater in den Stand gesetzt werde, daß ich etwas Ordentliches lernen, und mir dadurch in der Zukunft mein Brod verdienen könnte." Ihm ist dann nicht mehr eingefallen, daß sich noch Jemand, außer dem Lord, um ihn bekümmere; daher er auch den Gedanken nicht hegte, daß ihm Jemand nach dem Leben strebte. Das dachten aber seine Feinde, und auch der Lord Stanhope nicht; denn diese glaubten immer, daß er durch die ihm auf verschiedene Art beigebrachte Rückerinnerungen, wie auch durch die slavische und ungarische Sprache doch noch einmal auf etwas Mehreres verfallen, oder wenn er einmal weiter in die Welt komme, doch Menschen finden möchte, die ihm einige Kenntnisse von seiner frühern Existenz und Herkunft beibrin-

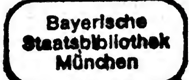
gen könnten. Dieses Besorgniß bezeigt der Lord hinlänglich durch Nachfolgendes:

Schon als ich in Ansbach war, ereignete sich ein Umstand, den ich in einem Briefe vom 24sten Mai 1832 dem Lieutenant Hickel schrieb, mit der Bemerkung, daß er „einer nähern Beleuchtung zu bedürfen" scheine. Ich erzählte darüber in meinem ersten Verhör Folgendes:

„Ich habe von dem Herrn Oberlieutenant Hickel erfahren, daß unter den hinterlassenen Papieren des Verstorbenen kein Tagebuch zu finden war. Der Verstorbene hatte jedoch zu mir öfters von einem Tagebuch gesprochen, worin er täglich alles eintrug, was ihm wichtig und interessant zu seyn schien; auch hatte mir der — — allhier gesagt, daß der Verstorbene ein solches Tagebuch geführt hätte, als er in Nürnberg bei Herrn Biberbach lebte, wie ihm derselbe, oder seine Tochter gesagt haben sollen.

Nach den Aeußerungen des Verstorbenen soll er dieses Tagebuch schon zu der Zeit, als er beim Professor Daumer war, geführt haben. In den letzten Tagen meines Aufenthalts in Ansbach, im Monate Januar 1832, hat sich der Verstorbene selbst erboten, mir einmal etwas daraus vorzulesen; ich dankte ihm dafür, und sagte ihm, daß es mir sehr interessant wäre.

Am Nachmittage des Tages vor meiner Abreise von Ansbach, ging ich in das Haus des Schullehrers Meyer, um Abschied von ihm zu nehmen, und ging zuerst in das Zimmer des Verstorbenen, wo ich sein



Tagebuch zu sehen verlangte, ohne jedoch den Wunsch oder die Zeit zu haben, Vieles darin zu lesen, nur um die Form, Größe und die Umständlichkeit desselben kennen zu lernen. Der Verstorbene sagte mir: daß er es nicht thun könne, indem das Tagebuch unter vielen andern Sachen läge, und es sehr unbequem wäre, dazu zu kommen. Diese Entschuldigung schien mir eine Falschheit zu enthalten, indem man auf solche Art ein Tagebuch nicht zu halten pflegt, welches täglich gebraucht wird. Ich machte indessen dagegen keine Einwendung und ging in das Zimmer des Herrn Mayer, der mich bis an die Stiege begleitete, nachdem ich Abschied von ihm genommen hatte. Der Verstorbene bat mich hierauf, wieder in sein Zimmer zu gehen, welches ich auch, vom Herrn Mayer begleitet, that.

Als wir darin waren, sagte mir der Verstorbene: Ich will Ihnen doch mein Tagebuch zeigen; Sie müssen mir aber vorerst versprechen, ja nichts darin zu lesen. Ich gab ihm zur Antwort: du wirst wohl glauben, daß ich ohne deine Erlaubniß gar nichts lesen werde, was du geschrieben hast. Dann machte er die Schublade eines Kommodekästchens, welches in seinem Zimmer stand, auf, und hob den Zipfel eines Rockes auf, worunter dann ein dünnes, in lichtblauem Papier geheftetes Buch lag, welches er jedoch nicht aus der Schublade hervorzog. Er sagte darauf dem Herrn Meyer: dieses Buch enthält Sachen, die für mich sind, und wovon weder der Herr Graf, noch Andere



etwas zu wissen brauchen. Herr Meyer sagte ihm, daß er die Sachen nicht zu sehen brauche, die er für sich selbst behielt. Seit dem Tode des Verstorbenen habe ich von dem Oberlieutenant Hickel erfahren, daß er zu Folge eines Briefes, den ich ihm oder dem verstorbenen Herrn von Feuerbach schrieb, und in welchem ich den oben erwähnten Umstand, in Betreff des Tagebuches, erwähnte, zu dem Verstorbenen ging, und ich meinen Wunsch, wie auch den des Herrn von Feuerbach, mittheilte, er solle dieses Tagebuch unverzüglich dem Herrn v. Feuerbach zuschicken, welches der Verstorbene durchaus zu thun sich weigerte und sagte: er wolle es nur mir persönlich übergeben, oder mir etwas davon vorlesen. Herr Meyer kam in's Zimmer, und als der Verstorbene darauf bestand, er wolle schlechterdings dieses Tagebuch nicht an den Herrn von Feuerbach schicken, so sagte der Oberlieutenant Hickel, man solle es ihm mit Gewalt abnehmen, wo sodann der Verstorbene äußerte, er habe es unlängst verbrannt.

Der Oberlieutenant Hickel ließ aber sein Kommodkästchen und seine andern Behältnisse sogleich in seiner und des Herrn Meyer Gegenwart durchsuchen, und da kein Tagebuch gefunden wurde, fragte Herr Meyer den Verstorbenen, wo er das Tagebuch aufbewahrt hätte, und der Verstorbene zeigte ihm hierauf eine Schublade, wo, wie ich es verstanden habe, es hinter einem Brette gelegen haben soll."

Daß Kaspar Hauser ein solches Büchlein schon

bei Professor Daumer führte, ist die Wahrheit; aber was war darin aufgezeichnet? Seine kindischen Bemerkungen über Sachen, welche er als etwas Besonderes angesehen, dann über Geschenke, welche ihm sehr gefallen, seine gut gerathenen Arbeiten, über welche er belobt wurde, seine eigenen Einfälle oder Beurtheilungen über etwas, welches er für gescheid hielt, und mehreres dergleichen, welches aber jeder vernünftige Mann als albern, läppisch und kindisch würde belacht haben, das er dann später, als er etwas gebildeter wurde, selber eingesehen, sich daher geschämt hat, es Jemanden zu zeigen, um nicht ausgelacht zu werden, um so mehr, als man es mit Gewalt von ihm gefordert hatte. Daß er es dem Lord einmal zeigen wollte, geschah gewiß in einem seiner kindischen Einfälle, welches ihn dann gereut haben wird, und er, um nicht ausgelacht zu werden, es lieber verbrannte.

Was hat denn die Herren, den Lord Stanhope und den Oberlieutenant Hickel, dazu bewogen, sich um dieses sogenannte Tagebuch so stark zu interessiren, und selbem sogar mit aller Gewalt habhaft zu werden, wo jedoch der Lord selbst sagte, daß es ein dünnes, in lichtblaues Papier geheftetes Buch (oder lieber zu sagen Büchlein) gewesen sei? — Sie mußten sehr besorgt gewesen seyn, daß Kaspar vielleicht geheime Korrespondenz führte, oder durch Jemanden über Manches Nachrichten bekomme, welche er sich aufzeichnete, was ihnen vielleicht nicht angenehm gewesen wäre. Da aber alle diese Versuche mißlangen, glaubte der Lord, daß, wenn Kaspar in der ka-

tholischen Religion den Unterricht erhielt, er (der Lord) durch die Ohrenbeicht Kaspars Geheimnisse von einem gewonnenen Geistlichen erfahren könnte, zu welcher Vermuthung nachstehende Stelle aus dem Briefe des Lord Stanhope an den Schullehrer Meyer in Ansbach, datirt Karlsruhe den 27sten März 1834, die Veranlassung gibt:

„Der Studien-Plan, den Sie schon Anfangs für ihn entworfen hatten, war ganz zweckmäßig, und hatte meinen vollen Beifall. Zu diesem Plane gehörte die biblische Geschichte, und der Präsident von Feuerbach theilte meine Ansicht, daß Kaspar Hauser nur einen allgemeinen, nicht einen speziellen, Religionsunterricht erhalten, und zu keiner besondern Confession sich bekennen sollte, indem man gar nicht wußte, wer er wäre, woher er käme, was die Religion seiner Eltern oder Angehörigen sei, und man durch die Schriften, die er mit sich nach Nürnberg brachte, vermuthen konnte, daß er katholisch war. Es schien daher unschicklich zu seyn, ihn in eine Kirche einzuführen, bei welcher er etwa nicht verbleiben würde. Wollte man aber Eine auserwählen, so wäre vielleicht die katholische die passendste für ihn gewesen, indem sie die Verbindlichkeit der Beichte mit sich bringt. — Man ließ ihn aber protestantisch confirmiren, was ich nur durch einen Brief von ihm, sehr kurze Zeit bevor die feierliche Handlung vorging, erfuhr.“

Es ist nicht glaubwürdig, daß Herr von Feuerbach hätte dieselben Ansichten haben können, daß sich Kaspar Hauser zu keiner Confession bekennen sollte. Muß man

denn wissen, wer der Mensch ist, woher er kommt, wer seine Eltern seien, wenn er einen Religionsunterricht erhalten soll? Und was hat der Lord damit gewollt, daß Kaspar zu keiner Confession gehören soll? Er, der schon durch seine Eltern aus der menschlichen Gesellschaft ausgestossen, Niemanden angehörig, sollte auch von der allgemeinen christlichen Kirche ausgeschlossen seyn, und zu keiner Gemeinde gehören? — Was kann der Lord gegen die evangelische Religion einwenden, er selbst ein Protestant? — Kaspar wurde in Nürnberg als Adoptivsohn angenommen, woselbst die protestantische Religion vorherrschend ist, eben so in Ansbach, und der Lord selbst übergab ihn hier einem protestantischen Schullehrer in Wohnung, Pflege und Unterricht. —

Ueber den Vorgang und die Art der Verwundung oder des Mordes, des von der Stunde seiner Geburt bis an sein letztes Lebensende unglücklichen Kaspar Hauser äußert sich der Lord Stanhope so albern und unwissend, als boshaft und hart, daß man wirklich nicht weiß, ob man über das Erstere lachen, oder sich über das Zweite ärgern und entsetzen soll. So viele Lügen, Unsinn und Verläumdung kann man kaum von einem ganz gemeinen, ungebildeten und recht boshaften Menschen erwarten, als man einem britischen Lord und Grafen (wie er sich in seinem letzten Brief ohne Datum und Ort an den Schullehrer Herrn Meyer in Ansbach ausdrückte) vermuthen könnte. Der Lord muß alle die Neuigkeiten und Beurtheilungen über den armen Kaspar von allen Menschen,

die ihm auf der Gasse begegneten, und mit ihm auf sein Verlangen haben sprechen wollen, gesammelt, dann dasselbe an den Schullehrer geschrieben haben, welcher selbst alles gründlich wußte, weil dieß in seinem Hause und vor seinen Augen geschehen war, und dieser ihm es erst erzählt hat. Der Lord schreibt nämlich:

„Am Mittwoch den 11ten Dezember Vormittags und in den Gebäuden des Appellationsgerichts, wo er mit Abschreiben sich zu beschäftigen pflegte, wurde er (Hauser), nach seiner Angabe, von Jemanden, der einen Kittel und eine Mütze trug, angesprochen, und von ihm eingeladen, Nachmittags in den Hofgarten zu gehen, um die Thonarten in Augenschein zu nehmen, welche man bei dem Bohren des arthesischen Brunnens gefunden hatte. Die Gattin des Oberlieutenants Hickel, zu welcher er Nachmittags sagte, daß er in den Hofgarten gehen wollte, gab ihm den Rath, es nicht zu thun, und vielmehr den Regierungspräsidenten Herrn von Stichaner zu besuchen, der eine Abendgesellschaft haben sollte. Kaspar Hauser ging nicht in den Hofgarten, sondern zu dem Herrn von Stichaner, bei dem er den Abend zubrachte; doch weder an diesem noch am folgenden Tage, als er ihn wieder besuchte, hat er dort der Einladung wieder erwähnt, die er bekommen hatte, und wovon der Hofgärtner und seine Arbeiter nicht das Geringste wissen." —

Nicht so ist es, daß schon den 11ten Kaspar von Jemanden, der einen Kittel und eine Mütze trug, zu einem Gang in den Hofgarten eingeladen wurde, und welche Ur-

sache hätte er auch gehabt, eine solche Dummheit dem Herrn Präsidenten zu melden, wenn dieses auch geschehen wäre, und aus welchem Grunde hätte der Hofgärtner oder die Arbeiter davon wissen sollen? Hat sich vielleicht der Mann bei diesen die Erlaubniß ausbitten sollen, ob er den Kaspar dazu einladen dürfte? —

Am 14ten wurde er wohl von einem, aber nicht demselben Manne, als er aus dem Appellationsgerichtsgebäude nach Hause gehen wollte, angeredet: „Sind Sie nicht der Herr Kaspar Hauser?" Auf dessen Bejahen sagte der Fremde: „Möchten Sie nicht mit mir in den Hofgarten gehen? Ich hätte Ihnen etwas, sehr Wichtiges für Sie, zu sagen." Auf die Frage, was es wäre, sagte Jener: „Wenn Sie mir auf Ihre Ehre versprechen, Niemand Etwas davon zu sagen, so können Sie erfahren, wer Ihre Eltern sind." Kaspar wurde darüber betroffen, und sagte, daß er jetzt nicht mitgehen könne, indem es Zeit zum Essen sei, und er nach Hause gehen müsse. Darauf bestellte ihn der Fremde den Nachmittag, um 3 Uhr in den Hofgarten zu kommen, welches ihm Kaspar auch zusagte.

Die Begierde, einmal etwas zu erfahren, nach dem er sich schon so lange sehnte, und auch um sein Versprechen zu halten, sagte er Niemanden etwas davon. Er besuchte nach dem Tische Herrn Pfarrer Fuhrmann, welcher eine Papparbeit verfertigte, aber nicht damit zurecht kommen konnte. Kaspar sagte zu ihm, er solle dieß bis Morgen stehen lassen, dann wolle er mit ihm arbeiten, und ihm Alles recht weisen, wie das seyn müsse (Kaspar hat

diese Arbeit in Nürnberg bei einem Buchbinder, wohin er öfters gekommen war, erlernt); jetzt müßte er zu der Fräulein von Stichaner gehen, und für sie auch etwas in Papp verfertigen. Darauf ging er mit dem Herrn Pfarrer Fuhrmann fort, dieser seinem Berufe nach, und Kaspar anstatt zu der Fräulein von Stichaner in den Hofgarten, wo ihn der Fremde schon erwartete. Dieser äußerte sich, er habe ihm Vieles zu eröffnen, wenn er (Kaspar) beschwören will, daß er nichts von demjenigen, welches er ihm sagen werde, gegen Niemanden verrathen, und auch Niemand bei dem Gericht anzeigen würde. Kaspar schwur auf Ehre, Seele und Seligkeit, worauf ihm der Fremde Einiges eröffnet habe (welches aus einigen Wörtern, welche Kaspar in den letzten Momenten seines Lebens geäußert hat, und welche auch weiter unten berührt werden, zu entnehmen ist). Unter diesen Gesprächen sind sie ganz unbemerkt bis zu dem Uzischen Denkmale gekommen, welches etwas seitwärts von dem gewöhnlichen Ausgang zwischen vielen Bäumen steht; hier blieb der Fremde plötzlich stehen, und sagte, er wolle dem Kaspar etwas Schriftliches darüber geben, nahm eine große Brieftasche und aus dieser ein kleines Arbeits-Beutelchen, und sagte zu Kaspar: „Darinen ist es, nehmen Sie es.“ Als Kaspar hastig darnach griff, ließ dieser selbes fallen, Kaspar bückte sich, um es aufzuheben, und während diesem bekam er den Stich. Er ließ das Beutelchen liegen, griff nach der schmerzhaften Wunde, hebt sich voll Schrecken ganz langsam in die Höhe; der Fremde aber war unter der Zeit verschwunden.

(Diese Thatsache habe ich aus dem Munde eines glaubwürdigen und im hohen Range stehenden Mannes, der über diese vollkommenste Kenntniß und Gewißheit hat.) — Kaspar hielt seine Wunde mit beiden Händen fest, wodurch das Blut etwas zurückgehalten, und sich zwischen die Kleider verzogen hat, und als er sich etwas von seinem Schrecken erholt hatte, lief er, so viel ihm seine Kräfte erlaubten, nach Hause, und zum Herrn Meyer, sprach nichts, winkte diesem nur, packte ihn bei der Hand, und zieht ihn mit sich fort. Dieser fragte ihn, was es wäre, aber nur einige Wörter konnte dieser antworten, als: Garten, Mann, gestochen, Beutel geben, fallen lassen, fort. Er konnte aber nichts mehr reden, und auch nicht mehr gehen; jetzt sieht auch der Schullehrer Meyer das Blut fließen, kehrte daher mit ihm nach Hause zurück, und machte die Anzeige bei der Polizei. Von da aus wurde sogleich ein Polizeidiener abgesandt, das Beutelchen zu holen, worinen sich ein zusammengelegtes Billet befand, welches mit Bleistift und mit verkehrter Schrift geschrieben war, so daß man es nur in einem Spiegel lesen konnte. Das Billet hatte statt einer Adresse das Wort „abzugeben" auch auf diese Art geschrieben, und enthielt Folgendes:

„Hauser wird es euch ganz
genau erzählen können, wie
ich aussehe und woher ich bin.
Dem Hauser die Mühe zu ersparen
will ich es euch selber sagen, woher

ich komme — —
Ich komme von von — — —
der Baierischen Gränze — —
Am Flusse — — — — —
Ich will euch sogar noch den
Namen sagen: M. L. O."

Die weitern Aeußerungen des Lord Stanhope über diesen Vorfall sind folgende:

1) „Man hatte so viel als mir bekannt ist, gar keine Spur gefunden, welche eine Entdeckung erwarten ließ, und es scheint mir gar nicht erklärbar, warum derjenige, der angeblich die Gefangenhaltung von Kaspar Hauser veranstaltet hatte, und der unter solchen Umständen unbesorgt seyn dürfte, eine Mordthat anstiften sollte, welche allgemeines Aufsehen erregen mußte, und welche im Falle einer gelungenen Nachforschung ihn den dringendsten Gefahren ausgesetzt hätte.

2) Auch wenn man Spuren gefunden hätte, und man die allergrößten Interessen, es sei des Standes oder des Vermögens, voraussetzt, wäre es doch viel zweckmäßiger gewesen, einige der Mitwisser oder der Mitschuldigen in die Ferne geschickt oder aus der Welt geschafft zu haben, indem man dadurch kein solches Aufsehen und keine so eifrige Nachforschung veranlaßt haben würde.

3) Es ist wahrscheinlich, daß ein Mörder gleich auf der Stelle Kaspar Hauser getödtet hätte, anstatt ihm

zu erlauben nach Hause zu gehen, eine Beschreibung seiner Person und seiner Kleidung zu geben, und ihm gleich nachsetzen zu lassen. Hätte er auf der Stelle und an einem wenig besuchten Orte Kaspar Hauser ermordet, der zuweilen die Abende in Gesellschaft zubrachte, so würde man vermuthlich vor der Zeit des Schlafengehens keine Besorgniß um ihn gehabt, und ihn dann in den Häusern seiner Freunde und Bekannten gesucht haben. Dadurch würde der Mörder vielleicht 7 Stunden Zeit gewonnen haben, welches für seine eigene Sicherheit sehr erwünscht gewesen wäre.

4) Auch ist zu vermuthen, daß ein Mörder würde das Herz durchgestochen, und nicht in einer schiefen Richtung den Streich geführt haben, besonders weil, nach der Meinung eines Arztes, der darüber gefragt wurde, eine ähnliche Wunde, wie die von Kaspar Hauser, nicht tödtlich gewesen wäre, wenn man sie eine Rippe niedriger beigebracht hätte.

5) Der Ort und der Tag scheinen unvorsichtig und unzweckmäßig gewählt worden zu seyn, indem es ein Markttag war, und viele Personen in der Nähe des Uzischen Denkmales vorbeizugehen pflegen, wenn sie des Nachmittags nach Hause zurückkehren.

6) Das Instrument war, wie die Wunde zeigte, außerordentlich fein, und es ist wahrscheinlich, daß ein Mörder sich keines so zerbrechlichen, und daher für seinen Zweck unpassenden Werkzeuges bedient hätte.

7) Man sieht keinen denkbaren Zweck, welchen der Mörder haben konnte, einen Zettel und einen Beutel zu-

rück zu lassen, die beide als Anhaltspunkte, im Falle einer gelungenen Nachforschung, gedient hätten, und jeder, der ein Verbrechen begeht, muß besorgt seyn, so wenig Indizien, als nur immer möglich sind, zu geben."

ad 1) Daß man keine Spur gefunden, welche eine Entdeckung erwarten ließ, ist kein Wunder. Wenn man erst den 4ten Tag nach der That der Spur nachgehen oder nachforschen läßt, dann ist sie schon lange verloren, und wenn man fragen würde, warum die Verfolger Hausers eine Mordthat veranstaltet haben, so wäre die Antwort, daß sie noch immer besorgt waren, nicht durch jemand Andern, sondern durch ihn selbst verrathen zu werden.

ad 2) Wenn der Lord glaubt, daß es zweckmäßiger gewesen wäre, einige der Mitwisser oder der Mitschuldigen (woher denn dieser Ausdruck? weiß er denn, daß ihrer mehrere waren?) in die Ferne zu schicken, oder gar aus der Welt zu schaffen, so hätte dieß ja vieles Geld gekostet, auch noch mehr Aufsehen gemacht, wenn einige bedeutende Personen auf einmal verschwunden wären, oder gefehlt hätten, oder gar aus der Welt geschafft worden wären. — Geht aber dieses denn gar so leicht? Hätte denn dieses ein einziger Mörder verrichten können? Oder hätten sie etwa für Jeden einen andern Mörder besonders miethen sollen? Dann wäre ja noch mehr Menschenblut geflossen, und die Gräuelthat vergrößert worden; auch wäre es

wohl noch mit mehr Gefahr verbunden gewesen, daher haben sie sich lieber mit demjenigen befriedi= get, der ihnen am leichtesten aus der Welt zu schaffen war.

ad 3) Hier drückt sich der Lord etwas albern aus; denn es ist wahrscheinlich, daß ein Mörder gleich auf der Stelle Kaspar getödtet hätte, anstatt ihm zu erlauben, nach Hause zu gehen. Kann er denn wissen, ob der Mörder nicht vielleicht durch etwas erschrack, und dadurch an der Erfüllung seines gänzlichen Vorhabens gehindert wurde? oder ob er denn wirklich den Kaspar ermorden, vielleicht auch nur verwunden wollte? (welches zu vermuthen ist; denn daß er der nämliche Mann war, der Hauser bei sich eingesperrt hatte, wie auch im Daumer'schen Hause verwundete, ist gar nicht zu bezweifeln.) Der Gedanke, welchen der Lord hegt, wäre etwas zu gewagt; denn wenn Hauser aus einer Gesellschaft nach Hause geht, wäre es in der Stadt, wo noch mehrere Menschen bei ihm, oder auf den Gassen wären, folglich unausführbar, und nach der so weisen Berechnung des Lords hätte dann der Mörder 7 Stunden Zeit gewonnen. Dieß wäre ihm zu wenig gewesen, denn er hat 3 Tage Zeit bekommen, und war im Voraus versichert, daß ihm nicht sobald nachgesetzt würde.

ad 4) Eine noch gescheidere Vermuthung, daß ein Mör= der das Herz durchgestochen und nicht in einer

schiefen Richtung den Streich (?) geführt haben würde, oder wenn die Wunde um eine Rippe tiefer beigebracht worden, nicht tödtlich gewesen wäre. Wenn das Alles der Mörder zuvor gewußt, so hätte er zum Kaspar sagen können, er solle recht gerade stehen, damit er die Rippen zählen, oder das Herz treffen könnte. Ueberhaupt war dieser Mann kein geübter Mörder; mit Geld erkauft und vermuthlich auch durch Drohungen gezwungen mußte er den Willen von Kaspars Feinden erfüllen, weil sich diese keinem Andern anvertrauen durften.

ad 5) Ist nichts hiefür zu bemerken.

ad 6) Hatte denn der Lord das Instrument gesehen, daß es so gar fein und zerbrechlich war? —

ad 7) Dieser Zweck, daß der Mörder den Beutel und darinen den Zettel dem Kaspar geben wollte, solchen aber fallen ließ, hat vielleicht doppelte Bedeutung: erstens, dem Kaspar zu sagen, er möchte den Beutel aufmachen, dann ihn fallen zu lassen, damit er durch dieses Zeit gewänne, um ihm den Stich beizubringen, wie auch durch die Aeußerungen und Ausdrücke, welche mit dem Brief, welchen Kaspar nach Nürnberg brachte, viel Aehnliches hatte, sich bemerkbar zu machen.

Durch alle diese vorausgegangenen Sätze möchte der Lord den Kaspar als Selbstmörder erklären, bringt aber keinen einzigen richtigen Beweis vor, nach welchem sich etwas Gewisses beurtheilen ließe. Will der Lord etwas mit dem

feinen und schwachen Instrument beweisen, wo ist denn dieses hingekommen? In dem Leibe hat es Kaspar nicht gehabt, weil man es bei seiner Eröffnung da nicht fand. In dem Hofgarten wie auf dem Wege von dort bis zu seinem Hause auch nicht, eben so hat sich Niemand bei den vielen Untersuchungen und Nachfragen gemeldet, wo er selbes gekauft, oder auf eine andere Art bekommen, oder schleifen lassen. Eben so ist es mit dem Beutel und Zettel; diese hatte Kaspar nicht zu seiner Rechtfertigung brauchen können, auch solche Aeußerungen und Benennungen mit Bleistift zu schreiben, dieses sind lauter undenkbare und alberne Sachen, welche ihm der Lord gar nicht zumuthen kann, indem er ihn zuvor so pfiffig, schlau, einsichtsvoll und scharfsinnig schildert, wie hätte er bei allen diesen Eigenschaften einen so dummen Einfall haben können?

In seinen nachfolgenden Aufsätzen drückt sich der Lord Stanhope ganz sonderbar aus; man weiß nicht, soll man ihn Lügen strafen, oder den Schullehrer als einen nachläßigen und unvorsichtigen Mann halten.

„Das Betragen von Kaspar Hauser selbst scheint in vielen Momenten, und zwar in folgenden, sehr verdächtig zu seyn:

1) Er hatte sich während drei Wochen oder einen Monat alle Tage eine Stunde lang in seinem Zimmer eingesperrt, und die Blende heruntergezogen.

2) Briefe, die Sie acht Tage früher in seinem Besitz gesehen hatten, und die nicht geeignet waren, in fremde

Hände zu kommen, wurden nicht nach seinem Tode gefunden.

3) Sie bemerkten, daß er in der letzten Zeit „mehr in sich gekehrt, verschlossen" war, und daß er am Tage seiner Verwundung sehr wenig aß, sehr wenig sprach und nachzudenken schien ꝛc."

ad 1) Woher oder von wem hat denn der Lord das gehört? Vermuthlich vom Herrn Meyer selbst; denn nur dieser konnte wissen, was sein ihm anvertrauter Zögling in seinem Zimmer treibt, eben so auch

ad 2) wenn er gesehen hat, daß Kaspar verdächtige Briefe erhielt, oder selbst schreibt, so war es seine Schuldigkeit, ihn darüber zu befragen, und sich von der Ursache dessen zu überzeugen. Hatte er sich aber dazu zu schwach gefühlt, so hätte er nur den Herrn Oberlieutenant Hickel hievon benachrichtigen dürfen, dieser hätte schon sein Ansehen oder Gewalt zu gebrauchen gewußt, und darüber gewiß Aufschluß erhalten. Und dieß alles schreibt der einsichtsvolle Lord, in seinem ganz unsinnigen Brief ohne Datum und Ort, an den Schullehrer Meyer. Ueber dieses will ich meine Leser und Leserinen das Urtheil selbst fällen lassen.

ad 3) Daß er am Tage der Verwundung wenig aß, auch wenig sprach und nachzudenken schien, ist ganz natürlich; denn die Hoffnung zur baldigen Erfahrung, wer seine Eltern seien, mußte ihn stumm und satt

machen, da er Niemand hatte, dem er dieß vertrauen konnte. Die weitern unsinnigen auch lächerlichen Bemerkungen und Aeußerungen des Lords verdienen keiner Widerlegung, weil sie zu albern sind.

Ueber die letzten Tage und Stunden des Kaspar Hauser ist zu bemerken:

Den 14ten Dezember, als am Tage seiner Verwundung wurde der Stadtgerichtsarzt, Dr. Heidenreich zu ihm geschickt. Dieser erklärte die Wunde für sehr gefährlich, und da es schon Abend geworden war, so wurde weiters mit ihm nichts vorgenommen. Den 15ten bekam Kaspar ein starkes Wundfieber, phantasirte zuweilen, wurde auch von einer Gelbsucht befallen, als wenn er mit Wachs überzogen sei, und war sehr schwach. Aus diesen Gründen wurde er eben an diesem Tage der Ruhe überlassen. Den 16ten befand er sich etwas besser, und nun wurde mit ihm das Verhör vorgenommen, über seine Aeußerungen wurde aber von der Untersuchungs-Commission gegen Jeden Stillschweigen beobachtet. Den 17ten wurde er von mehreren Doktoren als verloren erklärt, er selbst fühlte, daß sein Tod nahe sei, und ergab sich gänzlich mit Gelassenheit in den Willen Gottes. Gegen 8 Uhr wurde der Herr Pfarrer Fuhrmann zu Kaspar gerufen, und fand ihn sehr schwach; ein matter Schlummer hatte sich seiner bemächtigt, aus welchem er aber öfters erwachte, und zuweilen dann für sich die Worte sprach: „O! Mutter, Mutter, wie wirst du das einmal vor Gott verantworten können!“ —

Als ihn dann schon zu allerletzt der Herr Pfarrer fragte, ob er ihm nichts mehr zu sagen habe, oder nichts auf seinem Herzen hätte, gab er zur Antwort: „Nein, ich habe Niemanden was gethan, habe auch Allen vergeben, jetzt geschehe der Wille des Herrn mit mir, in dem ich mich gänzlich ergebe.“ Als dann der Herr Pfarrer Fuhrmann zu ihm sagte: „Kaspar! was läßt du denn deinem Pflegevater, deinem Wohlthäter, dem Grafen Stanhope sagen?“ antwortete er darauf: „Ach der Graf ist ein eben so armer Sünder, wie die Andern. Gott wird richten, ich will nichts mehr wissen.“ — Dieses war auch sein letztes Wort; dann ist er sehr ruhig geblieben, und hat in wenigen Minuten darauf fast mit Schlag 10 Uhr seinen Geist aufgegeben. —

Dieses ist mir erzählt worden von dem glaubwürdigsten Zeugen, welcher bei ihm bis auf die letzte Sekunde sich aufgehalten hat, und der noch immer darüber Auskunft geben kann.

Die Ursache, daß nicht sogleich dem Mörder konnte nachgesetzt werden, war die Abwesenheit des Herrn Oberlieutenant Hickel, welcher eben den 14ten früh abgereist war, daher die Gendarmerie=Mannschaft keinen Befehl erhalten hat, dem Mörder nachzusetzen, oder ihn auf dem Lande wo aufzuspüren, und die Polizei außer der Stadt keine Nachsuchungen veranstalten kann.

Der Herr Oberlieutenant Hickel kam erst den folgenden Tag nach Hausers Tod zurück, und nun wurde der Befehl gegeben, daß die Mannschaft ausrücken und nach

allen 4 Seiten der Welt rekognoszíren sollte, da der Mörder um diese Zeit gewiß schon zu Hause hinter dem Ofen gesessen, und in die Faust gelacht haben wird.

Es wurde nun Alles zu dem Begräbniß veranstaltet. Eine ungeheure Menschenmenge, nicht nur Ansbacher, welche, vom hohen und niedern Stande, sehr zahlreich waren, sondern auch aus allen nahe und ferne liegenden Ortschaften sammelte sich, um den unglücklichen Jüngling zu bedauern, ihn zu seinem Grabe zu begleiten, und seine auf eine ganz besondere Art vor sich gehende Leichenbestattung zu sehen und ihr beizuwohnen. Es wurden hiezu sehr viele Gendarmeriesoldaten beordert, um den Sarg zu begleiten; auch der Oberlieutenant Hickel war dabei. Dieser warf nach dem dortigen Gebrauch Blumen in das Grab, und weinte so bitterlich, daß ihn die Leute haben schluchzen hören, worüber aber Mancher eine besondere Meinung äußerte.

Der Herr Pfarrer Fuhrmann hielt eine Leichenrede bei dem Grabe, wobei viele tausend Thränen dem Eingesenkten nachgeweint wurden. Nach dem Pfarrer Fuhrmann trat aber der (wegen seiner satyrischen Schrift der Hammelburger Reise) bekannte Herr von Lang, welcher schon lange früher ein Feind des Hauser war, mit seiner scharfgeschliffenen Zunge auf, schimpfte und verläumdete den erst Beerdigten, als wäre er dafür bezahlt worden. Dieser war also der Vorgänger des Lord Stanhope, und dieser als Nachfolger des Vorigen hatte erst das Gewicht dazu gelegt.

Er forschte auf verschiedene Art und Weise über die Ereignisse, setzte mehr dazu, verdrehte Alles nach seiner Willkühr, nahm sich gar so viele Mühe (weil er außer diesen nichts zu thun hatte), und berechnete sogar, wie viele hundert Schritte von der Wohnung des Herrn Meyer bis zu der Reitbahn, und wie viele von da bis zum Uzischen Denkmale sich ergeben (dieses soll gewiß den Beweis herbeiführen, daß Kaspar sich selbst entleibt habe). Als er in Ansbach weiter nichts erfahren, auch nichts mehr ausrichten konnte, reiste er von da nach Augsburg, besuchte dort den gewesenen Herrn Rittmeister, jetzt Major v. W., der ihm sollte den 27sten Februar 1834 Folgendes erzählt haben, daß Kaspar Hauser, als er ihn sah, lächelnd zu ihm ging, das Portepee faßte und sagte: „Ein Söchenes möchte ich seyn."

Er antwortete auf eine der ersten Fragen:

„Mein Pflegevater hat mir befohlen, ich sollte sagen: ich weiß es nicht Ew. Gnaden;"

dabei zog er den Hut ab, und setzte hinzu:

„Er sagte mir, ich sollte immer Ew. Gnaden sagen, und den Hut abziehen;

dann machte er noch eine Verbeugung.

Er sah wohlgenährt und gesund aus, wie ein gewöhnlicher Bauernbursche und schien ermüdet zu seyn, der Major bemerkte aber nichts Besonderes in seiner Haltung. Kaspar Hauser betrachtete mit großer Freude die Pferde im Stalle und sagte: „Roß." Er ging sehr ungern weg.

Dieses kann unmöglich der Herr Major v. W. erzählt

haben, außer er wollte den Lord Stanhope zum Narren halten; ist es aber wahr, daß dieses der Herr v. W. aus andern Absichten erzählte, um vielleicht den von ihm verstossenen Jüngling eben jetzt nach seinem Tode auch zu einem Betrüger zu stempeln, dann handelt dieser sehr ungewissenhaft, wie auch gegen seine Würde und Charakter. Warum hat er dieß nicht in Nürnberg gesagt, als es damals durchaus geheissen hat, Kaspar Hauser kann nichts Deutliches sprechen? Damals war es seine Schuldigkeit, dieses bei der Polizei anzuzeigen, den Kaspar zu entlarven, und dadurch allen nachgefolgten Irrungen vorzubeugen. Die Sache verhält sich aber anders. Bei Ankunft des Kaspar Hauser wurde der Herr Rittmeister nicht vorgerufen, auch über nichts befragt. Als er aber nach dem Mordversuch auch zu dem Gericht gefordert und darüber vernommen wurde, äußerte er nichts von dem, was der Lord will von ihm gehört haben, sondern er sagte eben das, was schon gemeldet, daß Kaspar sich über seinen Säbel gefreut, und einige verworrene Wörter, die er immer repetirte, gesprochen, außerdem bezüglich der geistigen Bildung dieses Menschen, was er wahrzunehmen im Stande war, verrieth er den Zustand gänzlicher Verwahrlosung oder einer Kindheit, die mit seiner Größe auffallend contrastirte. Als ihn aber der Referent, Herr Kreisrath v. R., in einer freundschaftlichen Anrede fragte, ob es nicht etwa eine Jugend-Liebschaft wäre, daß der Herr v. W. einem Mädchen vielleicht die Ehe versprochen, sie dann verlassen, welche dann dieses Kind auf die Seite geschafft, gab dieser zur

Antwort: „O nein, Herr von R., in dieser Gegend war ich niemals.“ Herr von R. fragte ihn nichts weiter, und sein Verhör war abgethan.

Damals war es noch Zeit, das zu sagen, was er sich soll gegen Lord Stanhope geäußert haben, welches gar nicht zu glauben ist; denn er müßte sich selbst blamiren und bloßstellen.

Der Lord Stanhope weiß nichts Besseres, als Menschen, die nicht nach seinem Geschmack und Willen sind, zu verläumden und zu blamiren, besonders aber den biedern und redlichen Herrn Präsidenten von Feuerbach, über dessen Schrift er sich unter andern äußerte, daß die Ansichten des Präsidenten von Feuerbach über Kaspar Hauser scheinen sehr wenig Zutrauen in England gefunden zu haben, und daß sich die Leser wegen seiner in's Englische übersetzten Schrift fragten: Wie viel davon darf man glauben? — Es wäre sehr wünschenswerth, zu erfahren, wie über alle die Schriften, welche er 1834 — 35 über diesen Punkt herausgegeben hat (die er vielleicht selbst in's Englische übersetzt und in London hatte drucken lassen), geäußert würde, und wie selbe aufgenommen worden sind, vielleicht noch schlechter, als in Deutschland.

Als ich einige Zeit nach Hausers Tod in Ansbach war, mit mehreren bedeutenden Männern und Damen über seine Ausbildung und Benehmen in der letzten Zeit seines Lebens sprach, so war die allgemeine Bestätigung dessen, was der Herr von Feuerbach nachstehend über ihn äußerte;

Falschheit, Schlauheit und Pfiffigkeit legten ihm nur seine Feinde bei. Er sagt nämlich:

„An Verstand ein Mann, an Einsichten ein kleiner Knabe, in Manchem noch weniger als ein Kind, zeigt sein Reden und Benehmen oft eine seltsam contrastirende Mischung von Mannlichkeit und kindischem Wesen. Mit ernsthafter Miene und im Tone großer Wichtigkeit thut er nicht selten Aeußerungen, die bei jedem Andern desselben Alters dumm oder läppisch heißen würden, aus seinem Mund aber immer ein wehmüthig mitleidiges Lächeln sich erzwingen.

Mild, sanft, ohne lasterhafte Neigungen, ohne Leidenschaften und Affekte, gleicht sein immer sich gleichbleibendes, stilles Gemüth einem spiegelglatten See in der Ruhe einer Mondscheinnacht. Unfähig einem Thiere wehe zu thun, mitleidig gegen den Wurm, den er zu zertreten fürchtet, dabei furchtsam bis zur Feigheit, wird er gleichwohl rücksichtslos, sogar schonungslos nach seinem Sinne handeln, sobald es gilt, einmal gefaßte, für Recht erkannte Vorsätze zu behaupten und durchzusetzen. Er ist gehorsam, willig, nachgebend; aber wer ihm mit Unrecht Etwas Schuld gibt, oder als wahr behauptet, was er für unwahr hält, erwarte nicht, daß er, aus bloßer Gefälligkeit oder andern Rücksichten in das Unrecht oder in die Unwahrheit sich bequeme; er wird bescheiden, doch immer fest, bei seinem Recht stehen bleiben und allenfalls, wenn der Andere hartnäckig gegen ihn das Feld behaupten will, schweigend davon gehen.

Als reifer Jüngling, der seine Kindheit und Jugend

verschlafen, zu alt, um noch als Kind, zu kindisch unwissend, um als Jüngling zu gelten; ohne Altersgenossen, ohne Vaterland, ohne Aeltern und Verwandte; gleichsam das einzige Geschöpf seiner Gattung: erinnert ihn jeder Augenblick an seine Einsamkeit mitten im Gewühl der ihn umdrängenden Welt, an seine Ohnmacht, Schwäche und Unbehülflichkeit gegen die Macht der über sein Schicksal gebietenden Umstände, vor allem an die Abhängigkeit seiner Person von der Gunst oder Ungunst der Menschen. Daher seine, ihm gleichsam zur Nothwehr abgedrungene Fertigkeit in Beobachtung der Menschen, sein umsichtiger Scharfblick, womit er schnell ihre Eigenthümlichkeiten und Schwächen auffaßt, die Klugheit — von Uebelwollenden Schlauheit oder Pfiffigkeit genannt — womit er sich in Diejenigen, die ihm wohl oder wehe thun können, zu bequemen, Anstössen auszubeugen, sich gefällig zu erweisen, seine Wünsche geschickt anzubringen, den guten Willen seiner Gönner und Freunde sich dienstbar zu machen weiß. Kinderstreiche, Muthwille, Possen sind eben so wenig von ihm zu erzählen, als Beispiele von Bosheit und Tücke; für die erstern ist er zu ernsthaft und kalt verständig, für die letzten zu gutmüthig und bis zur Pedanterei rechtlich."

Er war in Ansbach von sehr Vielen geliebt und man bedauerte ihn allgemein; auch fragte man sich sowohl da als auch in Nürnberg, wer mag wohl so grausam gewesen seyn, der ihn die kurze Zeit seines Lebens hindurch so außerordentlich bis in sein Grab verfolgte, und auf eine so meuchelmörderische Art aus der Welt schaffen ließ? —

Dieses hatte er vielleicht in seinen letzten Lebensstunden noch erfahren; denn sein Mörder war zuverlässig Niemand anders, als derselbe, der ihn als Kind in seine Hände bekommen, ihn lieb gewonnen und bedauert hat, daher ihn in so langen Jahren, wenn auch nur mit schwarzem Brod und Wasser, gesättiget, ohne alle Luft, ohne Bewegung enge eingesperrt, vermuthlich auf Befehl dessen, von dem er ihn als Kind erhalten; denn man hat darauf gerechnet, daß ein Kind von 3 bis 4 Jahren dabei nicht lange am Leben bleiben könne, und dann leicht bei Seite geschafft werden kann. Da dieses aber nicht erfolgt ist, hat der Mann bewiesen, daß er ein gutes Herz und Gewissen besitze; denn er hat ihn doch von Jahr zu Jahr mit etwas Wäsche versorgt, ihn gereinigt und in gutem Stand erhalten, und vielleicht auch öfters mit Schrecken und Kummer darauf gedacht, wenn Kaspar jetzt als erwachsen sterben sollte, wo er ihn dann, ohne Gefahr, verrathen zu werden, hinschaffen werde. Das Schicksal war ihm günstig, er benutzte eine gute Gelegenheit, und gab ihn der Welt zurück. Daß Kaspar nicht angenommen, und ihn polizeiliche Hände fallen werde, dieß hatte er nicht geglaubt. Der Lord äußert sich hierüber pag. 115 in seinem Brief, wie folgt:

„Es fehlte wenig daran, daß der damalige Rittmeister, jetzt Major v. W., den ich persönlich kenne, und der mir sehr freundlich und gutmüthig zu seyn scheint, den armen Jüngling zu sich genommen hätte, und, wenn dieß der Fall gewesen wäre, so würde die Welt,

aller Wahrscheinlichkeit nach, niemals den Namen von Kaspar Hauser gehört haben."

Dieß wäre auch der gescheideste Gedanke gewesen; es hat ja Niemand gesagt, daß der Knabe ihm gehöre, und seine Frau Gemahlin, welche eine stille, gutmüthige Dame ist, würde auch geschwiegen haben, indem sie manches Unrechtes ertragen muß. Auf diese Art wäre das erste Verbrechen wieder gut gemacht und das zweite verhindert worden.

Bei dem Mordversuch ist deutlich zu sehen, daß der Mann nur verwunden und nicht morden wollte, er hätte das Letzte sehr leicht vollbringen können. Der letzte Auftrag mag ihm eben nicht ganz angenehm gewesen seyn, er war aber schon einmal dazu bestimmt, mußte sich daher dareinfügen, scheint aber nicht, daß er Kaspar dießmal wirklich morden, sondern wiederum nur verwunden wollte, um doch Kaspars Feinden zu zeigen, daß er ihren Befehl und Willen hatte erfüllen wollen; denn dieser Mann, der Kaspars Schicksal von seinem Anbeginn bis zu seinem Ende wohl kannte, und Alles wußte, konnte allein dem Kaspar etwas von seiner Herkunft sagen, welches er auch gethan, sich aber von ihm zuvor schwören lassen, daß er Niemand nennen oder bei Gericht anzeigen wolle. Auch hat er das Billet in dem Beutel mit Fleiß nicht mit Dinte, sondern mit Bleistift geschrieben, damit Kaspar ihn erkennen, bei seiner Wiedergenesung sich seiner erinnern und wissen konnte, von wem er das erfahren hatte; aber leider

hat Angst oder Schrecken die Tiefe der Wunde verursacht, daß Kaspar sterben mußte.

Die Aeußerungen in seiner letzten Lebensstunde beweisen, daß Kaspar Manches erfahren hat; denn wie hätte er wissen können, daß seine Mutter selbst seinen Tod begehrt, und auch der Lord davon Kenntniß hatte? —

Sein Mörder war gewiß beritten, denn er hatte Stiefel und Sporn, auch war er versichert, daß er nicht sobald verfolgt werde, sonst hätte er sich gewiß nicht so lange in Ansbach aufgehalten. — Der Herr Rath Schmidt von Lübeck hat richtig geurtheilt, daß der unbekannte Mann vormals eine Militärperson gewesen sei, indem mehrere Umstände auf eine solche Idee leiten. Der Styl des Briefes, die Pferde, die er dem Hauser als Spielzeug gab, endlich der Anzug, den er dem Hauser unter Wegs anlegte, nämlich Stiefel mit Hufeisen und benagelten Sohlen, Pantalons, die zwischen den Beinen besetzt waren, rothe Weste, schwarzes Halstuch, gelbmetallene Schleifen, die vor vielen Jahren Mode waren. Dieser Anzug wird nicht vom Trödel gekauft seyn, weil das zu gefährlich war, sondern wird aus des Unbekannten eigener Vorrathskammer alter abgelegter Kleider genommen seyn. Der Gedanke des Herrn Schmidt von Lübeck war nicht irrig; denn dieser Mann hat in frühern Jahren wirklich bei der Cavallerie gedient. —

Von Augsburg reiste der Lord nach Nürnberg, wo er bei Bewirthung mit Wein, Verhöre mit verschiedenen Menschen vornahm, die er sich nach seinem Willen

stimmte, von denen schon die Meisten bei Gericht eidlich, aber ganz anders als jetzt bei ihm, ihre Aussagen geäußert haben. — Die zwei Schuhmacher werden wohl auf Ansuchen noch einmal bei Gericht ihre Aussagen eidlich ablegen müssen, indem die frühern bei Gericht von Weichmann ganz anders, als die an den Lord, lauten, und es noch im Zweifel steht, ob er in der Hauser'schen Sache nicht schon frühere Kenntnisse besaß. Von einem Schuhmacher Beck war nie eine Rede gewesen, daß er dabei war, als Weichmann dem Fremdling den Brief abgenommen hat; über diese Lügen, welche diese zwei Männer ausgesprochen, wird eine nähere Beleuchtung erfolgen, sobald die Hauser'sche Geschichte durch die Justiz, bei welcher schon jetzt die Untersuchung eingeleitet ist, mehr entschleiert wird.

Hier kommt wieder eine unverschämte Unwahrheit vor, was der Reitknecht oder Bediente des Rittmeisters v. W. soll auch bei dem Lord ausgesagt haben, nämlich:

„Kaspar Hauser sah gesund aus, seine Füsse waren angelaufen, und er war sehr staubig, als ob er eine lange Reise gemacht hätte. Er schien Alles zu verstehen, was man ihm sagte, und sprach auch verständlich, aber nicht gut: Er saß mit Mark (denn so hieß derselbe) auf einer steinernen Bank, schrieb seinen Namen mit Bleistift und las das, was Mark geschrieben hatte. Er sagte, daß er nicht wüßte, wo er herkäme und hat dabei geweint, daß er hätte Tag und Nacht reisen müssen, und wurde getragen, wenn er nicht mehr gehen konnte; daß er hätte Schreiben und Lesen gelernt, und daß er alle Tage über die

Gränze in eine Schule ging. Als die Pferde ihm gezeigt wurden, sagte er: „Es waren fünf (!) Söchene dort, wo ich gewesen war." — Die gerichtliche Aussage des Johann Mark, die ich vor meinen Augen liegen habe, lautet aber, wie folgt: „Kaspar H. war so ermattet, daß er nicht sowohl ging als „herumschweifte." Weinend mit dem Ausdruck heftigen Schmerzes, deutete er auf seine unter ihm brechenden Füsse, und schien an Hunger und Durst zu leiden. Man reichte ihm ein Stückchen Fleisch; doch kaum hatte der erste Bissen seinen Mund berührt, als er ihn, sich schüttelnd, unter heftigen Zuckungen seiner Gesichtsmuskeln, mit sichtbarem Entsetzen wieder von sich spie. Dieselben Zeichen des Abscheues, als man ihm ein Glas Bier gebracht und er einige Tropfen davon gekostet hatte. Ein Stück schwarzen Brodes und ein Glas frischen Wassers verschlang er mit heißer Begier und äußerstem Wohlbehagen. Was man unterdessen mit ihm noch versuchte, um über seine Person und sein Hieherkommen etwas zu erfahren, war vergebliche Mühe. Er schien zu hören, ohne zu verstehen, zu sehen, ohne etwas zu bemerken, sich mit den Füssen zu bewegen, ohne sie zum Gehen gebrauchen zu können. Seine Sprache waren meistens Thränen, Schmerzenslaute, unverständliche Töne oder die häufig wiederkehrenden Worte: „Reutá wähn, wie mei Vottá wähn is."

Die übrigen verschiedenen Aussagen von den Polizeisoldaten waren eine der andern widersprechend, demnach, als einer oder der andere dem Kaspar günstig war, oder durch ihn einen oder keinen Nutzen gehabt hat.

Der Polizeibeamte war dem Kaspar von allem Anfang nicht gut, behandelte den armen, verlassenen Jüngling gleich im ersten Verhöre zornig und hart, drohte ihm mit Schlägen, und setzte das Protokoll nach seiner Meinung auf, indem er Kaspar 15 — 16 Jahre schätzte, auch nach seiner Beurtheilung wegen den mitgebrachten Gebeten zu der katholischen Religion gesellte. —

Hiltel, früher Gefängnißwärter, jetzt Aufseher des allgemeinen Beschäftigungshauses im Katharinenkloster, erzählte in Nürnberg am 2ten März 1834 Folgendes:

„Kaspar Hauser hatte einen mächtigen Verstand; er erlernte Alles gleich und vergaß es nicht wieder. Er erlernte in drei Tagen ein Stück auf dem Clavier klimpern, und erlernte von ihm die Reinlichkeit, Ordnung und Folgsamkeit, welche er früher nicht hatte. Er gefiel ihm durch seine Gutmüthigkeit und Gelehrigkeit so sehr, daß jener ihn behalten hätte, wenn er selbst ohne Kinder gewesen wäre. Er sah keine Verstellung oder Falschheit in ihm, fand ihn nicht lügnerisch, als er im Thurme war, hat ihn aber später darüber ermahnt. Er machte oft Fragen, um ihn zu prüfen, aber Kaspar H. hat sich niemals verschnappt, und so glaubt er nicht, daß Kaspar mehr angeben konnte über seine Gefangenschaft und seinen Wärter.

Er hatte eine sehr gesunde Menschenfarbe, „seine Augen waren für das Licht sehr empfindlich und er beklagte sich darüber. Seine Füsse waren nicht wund, aber angelaufen, da seine Stiefel zu eng waren. Er saß am Rande einer Bank etwas gebückt, und zuweilen auf einem niedri-

gen Schämel, und wenn er am Boden saß, streckte er seine Beine nicht aus, sondern faltete sie unter sich wie ein Schneider. Wenn er schlief, legte er sich auf die Erde gekrümmt, und zog die Beine hinauf. Er schien eine Schwäche in den Hüften zu haben und sehr zarte Füsse. Er aß anfangs ein und ein Viertelpfund Brod täglich, und nachher über zwei Pfund, und trank dreimal des Tages und jedesmal anderthalb bis zwei Maaß Wasser. Sein Körper war ganz schmutzig."

Diese Aussage kommt von einem redlichen, ehrlichen und sehr geprüften Mann, dem der Magistrat vollen Glauben und Zutrauen geschenkt hat, und der ihn von der ersten Stunde seiner Ankunft beobachtete, bis ihn Professor Daumer übernommen hat.

Man könnte aber fragen, was der Lord mit allen diesen fremden Aussagen hatte erzielen wollen? Sich als einen ehrlichen, uneigennützigen und in dieser Sache unbefangenen Mann der Welt vor Augen zu stellen, und Denjenigen, den er aus Liebe und Großmuth (von Niemand dazu aufgefodert) als seinen eigenen Sohn annehmen wollte, wegen dessen Verabfolgung er sich so viele Monate in Nürnberg und in Ansbach aufgehalten, ihn durch so viele Bemühungen und Vermögens-Ausweise doch erst auf das Verwenden des Herrn Präsidenten von Feuerbach von den Nürnbergern in seine Hände bekommen hat. Er schreibt in seinem Briefe, daß er schon in Nürnberg das Zutrauen zu ihm verloren hat, und dann in Ansbach noch mehr. Wer hat ihn denn dazu gezwungen, daß er

ihn behalten soll? Er als ein so reicher Lord hätte ihm einige tausend Gulden schenken, und sich seiner Zusage wieder entledigen können; aber dieses hat nicht von ihm selbst abgehangen, daher er bis zu dessen traurigen Ende aushalten mußte. Wenn der Lord anstatt des Herumfahrens und Fragens eine kurze Schrift herausgegeben; das Schicksal von Hauser bedauert; sich über die weitern Umstände geäußert; es könnte seyn, daß er getäuscht ward; sich ohne mehrerer Nachforschung und reiflichen Ueberlegung aus Neigung und Mitleiden seiner angenommen, jedoch auch von nichts Schlechten wegen ihm überwiesen sei, daher ihn seine Handlungen und Bestreben nicht reuten, welche er aus guten Absichten ausgeübt habe: dieses hätte man ihm geglaubt, ihn als einen edlen und großmüthigen Mann geehrt und geschätzt. Aber er reiste statt dessen nach Heidelberg, Manheim, Karlsruhe, hielt sich überall einige Zeit auf, schreibt seine verläumderischen Briefe, durch welche er sich bei allen edeldenkenden und vernünftigen Menschen gänzlich bloßstellt und herabwürdigt.

Als nun alle seine Maßregeln nichts gefruchtet, keine einträglichen Geschäfte von ihm mehr in Deutschland zu führen waren, verließ er Deutschland, und reiste nach England, wo er sich in der gemäßigten Gesellschaft aufnehmen ließ, und in den Kasernen über manche Gesetze und Strafen seines Landes raisonnirt, und Deutschland seinem Vaterlande vorzieht, da er sich im Erstern seit einigen zwanzig Jahren die meiste Zeit aufgehalten hat, wo es ihm so wohl ergangen, und er eine so große Rolle gespielt hat.

Jetzt soll er in England nicht nur im Trinken, sondern auch in seinen übrigen Handlungen mäßig seyn, sich nie wieder in so gefährliche Handlungen einlassen, sein Gewissen reiner erhalten, edlen und redlichen Männern die Ehre nicht abschneiden, welches er bis jetzt zu thun gewohnt war. Er hat durch seine herausgegebenen Briefe nicht nur den so unglücklichen, bedauernswürdigen Jüngling als Betrüger und Selbstmörder der Welt geschildert, sondern er hat auch den achtungswürdigen sehr geehrten Herrn Appellationspräsidenten von Feuerbach, sowie auch die Nürnberger Magistrats- und Stadtgerichts-Herren, als Kaspar Hauser's Vertheidiger schwache und zu dessen Betrügereien behilfliche Männer dargestellt, welches ihm noch zu seiner Zeit böse Früchte tragen kann.



XXXVII.

Wie den jungen Lenz die Charis
Nun empfängt, und Rosen streuet!
Wie die Woge dort des Meeres
Im gelinden Hauch zerfliesset!
Wie sie dort rudert, die Ente!
Wie er dort, der Kranich, reiset!
Unumwölkt erglänzet Titan!
  Und die Nebelnacht entschwindet;
Und es glänzt der Menschen Arbeit.
Fruchtkeim' entknospen der Erde;

Dann empor aus voller Wange,
Wo die Lock' umdämmert, steige
Mir die Stirn von Elfenbeine.
  Doch die Augenbrau'n mir ja nicht
Da getrennt! auch nicht gemischet!
Nur in Eins, gleichwie bei Jener,
Sich mit leisem Halt verlierend.
Und die Wimpern, schwarzumkreisend.
  Doch des Auges Blick nun völlig
Wie Natur, aus Feu'r geschaffen!
Nur auch lichtblau, gleich Athenens;
Nur auch schwimmend, gleich Kytherens.
  Mir gemalt auch Nas' und Wangen,
Wie zur Milch der Rose Mischung.

Für das Weitre dann umwirf ihr
Ein Gewand von klarem Purpur!
Des Entblößten dämm'r' ein wenig
Mir hindurch: der Umriß etwa.
So genug! Sie ist es selber!
Ja, du Bild! gewiß noch sprichst du!

XXXVI.

Was belehrst du mich von Rechten,
Und allem Wust der Redner?
Was verschlägt mir jene Weisheit
Von unbrauchbaren Dingen?
Da lehre du mich trinken
Den genieslichen Trank Lyäos!
Da lehre du mich kosen
Mit der goldigen Aphrodite!
Es ergreist mir schon die Scheitel.
Mir der Quell', und Wein's, o Knabe!

O Fürst Eros! Allwaltender!
Den blauäugiger Nymphen Schaar,
Samt der purpurnen Kypris,
Rings umkosen! doch dich erfreun
Gipfel ragender Berge nur.
Dir jezt fleh' ich: Ein Freundlicher
Komm herab! und gefallenden
Bitten winke Gewährung!
... steh Kleobulos bei,
...eihend! Ich weiſs, di...
...iebe gebilligt.

II.

Mir erscheint wie Götter beglükt der
Jüngling,
Der nur immer dir gegenüber sizt, und
Alle holden Töne der süssen, nahen

Schau ich dich; gleich nahet umsonst ein
Laut dem
Stockenden Schlunde.

